



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Ein wunderlicher Heiliger.

(3. Fortsetzung.)

Von Rudolph Straß.

Sie können das nicht leugnen, Fräulein Rasmussen!" sagte Erich Bardefleet, während sie nebeneinander durch den weiten Palmenpark des Ghezirehpalastes gingen. „Sie haben sich ganz merkwürdig verändert in den letzten acht Tagen!“

„Mag sein!“

„Und wollen Sie mir nicht irgendwie verraten, wodurch diese Wandlung bei Ihnen eingetreten ist?“

„Sie würden das nicht verstehen, Herr Bardefleet!“ sagte Thomafine Rasmussen. „Und wenn Sie es verstanden, würden Sie es nicht billigen! Das weiß ich im voraus . . .“

„So? . . . Und ich zerbreche mir inzwischen den Kopf, wie ich Sie aufheitern soll — ich veranstalte jeden Tag was Neues — ich hab Ihnen durch die italienischen Sänger ein Ständchen bringen lassen, und Sie haben kaum hingehört — wir waren draußen beim Polospiel, bei den heulenden Derwischen, beim Empfang des Khedive, bei der großen Parade des Sirdar — Sie haben überall gegähnt — ich habe eine Dahabye für Sie gemietet, und Sie sind beinahe eingeschlafen, mitten im lustigsten Segeln den Nil hinauf — ja — ich weiß kaum mehr, was ich Ihnen noch bieten soll, damit Sie nicht mehr so gelangweilt aussehen . . .“

„Es ist eben kein Vergnügen, sich fortwährend zu amüsieren!“

Ihre Antwort verblüffte ihn. Stumm schlenderten sie weiter, zwei hohe, ganz in Weiß gekleidete Gestalten — blondhaarige, blauäugige Fremdlinge inmitten der Palmen- und Blumenpracht, des morgenländischen Farbentraums des Gartens von Ghezireh. Der war so groß, daß man sich darin verlor. Ganz in der Ferne schimmerte das ehemalige Schloß des Bijefönigs, wo jetzt, was in der Alten und Neuen Welt Millionen und Fürstentronen besaß, den Winter über am Nil sich sonnte. Aber dazwischen gab es weite Rasenflächen — dichte Baumgruppen — blumenübersätes Buschwerk. — Niemand beobachtete einen, wenn man da wandelte, und nun begann Erich Bardefleet wieder: „In kurzem reisen Husebecks mit Ihnen nach Europa zurück, Fräulein Rasmussen. Und es ist noch Vieles zwischen uns nicht gesagt, was einmal gesagt werden muß . . .“

Er wartete einen Augenblick auf irgend eine Antwort von ihr, und da keine erfolgte, fuhr er lebhaft fort: „Sie sagen, Sie langweilen sich beim Vergnügen! Ja — dann ist's eben

feines! Das Leben ist eine Kunst. Die muß man lernen und üben. Dann lohnt sie sich. Und ich habe sie mir zu eigen gemacht. Ich könnte solch einen guten Lehrmeister für Sie abgeben.“

Sie schwieg. Darin lag für ihn keine Ermütigung. Aber er blieb dabei: „Sie ahnen ja nicht, wie schön die Welt zu zweien ist. Und sie ist so groß. Man kann überall zu Hause sein. Diese sonnige Erinnerung, die Sie jetzt von Ägypten mitnehmen, die läßt sich doch immer wieder in die Gegenwart übertragen. Ich kannte einmal einen alten Engländer — der reiste immer dem Frühling nach — über die ganze Erde — um seine Knochen zu wärmen. Im Winter in Algier, im März in Palästina, im April in Italien, im Mai in Paris und London, im Sommer im Hochgebirge, im September an der See, im Oktober auf der Jagd und dann wieder nach Süden, nach Teneriffa, nach Ceylon, Herrgott ja, heutzutage gibt's ja keine Entfernungen mehr, — was würden Sie zu solch einem Jahr sagen?“

„Nichts!“

Zuerst stuzte er, dann lenkte er ein: „Nun ja, man macht sich dann natürlich auch seßhaft. Aber auch da hat man die Wahl, eine Burg am Ahein, eine Villa am Gardasee, ein Jagdschloß in Oberbayern, ein alter Palast in Venedig, wir sind ja ganz frei. Wir können tun und lassen, was wir wollen, und wo wir sind, finden wir den Tisch für uns gedeckt. Denken Sie nur, Fräulein Rasmussen, so alles hinter sich lassen, die Sorgen, die Arbeit, die langweiligen Menschen, die sich an einen hängen, sich um nichts kümmern, immer nur dahin gehen, im eigenen Auto, in eigener Nacht, wo die Welt noch ein bißchen nett ist, und wo man gleichgestimmte Seelen findet, und das alles dann gemeinsam doppelt genießen, weil man geistesverwandt ist, Sie und ich . . .“

„Was ist denn dabei nun eigentlich zu genießen?“

„Herrgott ja . . . Fräulein Rasmussen, was ich Ihnen eben jetzt schilderte, dies Leben in höherem Sinn . . .“

„Das ist kein Leben in höherem Sinn, Herr Bardefleet! Das ist einfach Müßiggang. Leere nach innen und außen. Die fühle ich schon jetzt. Die würde schließlich ja ganz gräßlich werden.“

„Aber erlauben Sie mal! . . .“

„Nein! Ich erlaube nicht! In Ihrem eigenen Interesse nicht, daß Sie so fortfahren! Sie konnten gar nichts Un-

glücklicheres tun, als mir gerade dieses Zukunftsbild zu entwerfen, in meiner jetzigen Stimmung . . .“

Erich Bardeleest blieb stehen. Sein weißblonder Schnurbart zuckte in dem braunen Gesicht, so ärgerlich biß er sich auf die Lippen. „Also richtig eine Dummheit!“ sagte er. „Ich hätt' es mir ja eigentlich denken können . . .“

„Bitte — kommen Sie weiter!“ Thomaſine Raſmuffen war ungeduldig. „Wir wollen zu unſerer Geſellſchaft zurück.“

Er ſchloß ſich ihr an. „Wiſſen Sie!“ verſetzte er: „Jetzt iſt's mir klar: da ſpricht jemand ganz anderer aus Ihnen! Ich hab' mir die ganze Zeit ſchon den Kopf zerbrochen, wer? Unſere Bekannten hier ſind ja alle zu dumm dazu. Gegen die käme ich immer auf. Es muß ein Dufſider ſein. Und — ſo verrückt es klingt — ich möchte jetzt wetten: Es iſt unſer ſeliger Kilian Böhmi!“

„Unſer ſeliger Kilian Böhmi?“ War er denn tot? Sie ſchaute ihn bang an, und er lachte: „Na — ſeinen Geiſt hat der doch ſchon lange aufgegeben! Er ſelber lebt ja noch! Da brauchen Sie nicht zu erſchrecken! Aber dieſes Erſchrecken hat Sie verraten! . . . Also Kilian Böhmi iſt's! Na — ich danke! Ich muß gehen, Fräulein Raſmuffen: wenn ſchon, dann hätte ich mir lieber einen ernſthafteren Nebenbuhler gewünscht . . .“

Sie begriff ihn anfangs gar nicht: „Nebenbuhler? Was heißt das? . . . Daß ich etwa für Kilian Böhmi irgendwie — aber das iſt ja lächerlich — das iſt ja verrückt . . . ich weiß wirklich nicht, wofür Sie mich halten . . .“

„Ich hätte Ihnen dieſe Geſchmacksverirrung ja auch nie zugetraut.“

„Aber daß Sie das nicht einſehen, daß es auch eine Freundschaft gibt — ach wo, Freundschaft — das iſt's noch weniger — aber einen geiſtigen Einfluß, der nach ein oder zwei zufälligen Begegnungen in einem fortwirkt — ich habe Kilian Böhmi ſeit damals und dem Tag darauf nicht wieder geſehen — ich will ihn auch gar nicht wiederſehen — ich kann es nicht einmal — denn er hauſt doch in der Wüſte — Nein — es war einfach, daß mir plötzlich jemand die Augen aufgemacht hat, und daß ich ihm ſehr dankbar dafür bin und nun abwarte, was daraus weiter in mir wird . . .“

„Und dieſer jemand“, ſagte ihr Begleiter, „iſt ausgerechnet Kilian Böhmi! Mit dieſem von allen guten Geiſtern verlaſſenen Geſchöpf ſoll ich mich nun herumſchlagen — dieſem — na — ich habe Ihnen ja in die Hand verſprechen müſſen, daß er ein Gentleman iſt — ſonſt würde ich's ſelber nicht glauben, ſondern . . .“

„Ich begreife ja, daß er Ihr Feind iſt“, ſagte Thomaſine Raſmuffen, und er widerſprach: „Ich? Nein! Der hat zwei andere Todſeinde. Die haßt er! Von denen hat der eine die Arbeit erfunden und der andere die Seife! . . . Kilian Böhmi wäſcht ſich höchſtens mit Sand. Die Moſlim dürfen das in der Wüſte. Sie wiſſen doch, daß er Moſammedaner iſt? Er ſoll 'nen ganz netten kleinen Harem in Kairo haben — Schwiegermütter — alles . . . deswegen flüchtet er auch immer hier 'raus nach den Pyramiden.“

„Nun iſt's genug von dem rohen Spott!“ ſagte Thomaſine Raſmuffen. „Nun hören Sie mich an: Ich will kein Wort über ihn von Ihnen mehr hören. Sie ſollen mir das nicht entweihen — nicht ihn ſelbſt — ſeine Perſönlichkeit geht mich nichts an — aber das, was von ihm ausgeht, und was es für mich geworden iſt — verſtehen Sie das?“

„Nein!“ verſetzte ihr Begleiter trocken.

„Das iſt auch gleich! Jedenfalls wiſſen Sie es jetzt!“

Sie hatte ſich in Zorn geredet. Eine leichte Röte färbte ihre Wangen. Eine Weile gingen ſie ſtumm dahin, längs einer Hecke, in deren nächtlichfühlendem Dunkel Tauſende und aber Tauſende von Zugvögeln jubilierten, und wieder im Schatten von Dattel- und Kokoſpalmen und über das brennende Sonnengold freier Blumenſtöcke — man ſchaute hier im Pharaonenlande gar nicht mehr des Morgens nach, ob die Sonne ſchien — man wußte: der Himmel war ewig blau,

Tag für Tag und Woche um Woche — und endlich verſetzte Erich Bardeleest nachdenklich: „Sonderbar — dieſe Fähigkeit des Idealiſierens hatte ich bei Ihnen noch gar nicht bemerkt! Ich hielt Sie immer für ſo klar und ſo recht für das matter of fact empfanglich. Aber Sie ſtilifizieren ſich ja die Menſchen mit einer wahren Virtuofität zurecht . . .“

„Das iſt abſolut nicht der Fall!“

„Doch. Sie lernen da einen Menſchen kennen: bei der Sphinx! Hinten die Pyramiden — Sonnenuntergang — Wüſte . . . er trägt einen weißen Mantel — er ſchwagt geheimnisvolles Zeug. Dann ſehen Sie ihn nicht wieder, und in der Erinnerung wächſt ſolch ein Bild, und Sie ergänzen es ſich, bis es zu Gott weiß was wird. Das iſt ganz natürlich. Das iſt der Hang zur Romantik, der unbewußt in ſo vielen ſonſt ganz geſcheitern Menſchen ſteckt. Ich bin auch nicht dumm — aber ich fühle mich völlig frei davon.“

„Ja — weiß Gott!“ ſagte Thomaſine Raſmuffen. Etwas Wahres mochte ſchon an dem ſein, was er ſprach. Er beſaß ja eine wahre Kunſt, ſie mit jeder ſeiner fühlenden Äußerungen zu beunruhigen und aus dem Gleichgewicht zu bringen. Sie war froh, daß ſie nun am Ghezirehpalast ankamen und dieſes Geſpräch vorläufig ſein Ende fand.

Es war die Zeit des Fünfuhnamittagſtees. Draußen, vor den Toren, hielt eine ganze Wagenburg — Automobile, Sportgefahrte, Glasluſtſchen und Landauer der Diplomaten, der Eſſendis und der reichen Griechen, und Droſchken in Menge — und im Garten innen ſaßen an den Tiſchen die ſatten Menſchen der ganzen Welt, vom Minenönig von San Francisco und dem engliſchen Lord bis zum Pariſer Bankier und ruſſiſchen Fürſten, mit ihren Frauen und Töchtern, und es wehte wie ein Hauch von Gold unter den Palmen und hinüber zu den nahen Waſſern des Nil. Thomaſine Raſmuffen und Erich Bardeleest geſellten ſich zu ihren Bekannten. Es war immer der gleiche Kreis — oder vielmehr: er wechſelte in ſich wohl — dieſer reiſte ab — jene trafen neu ein — aber es blieb doch das gleiche Bild der gleichen Menſchen bei all dieſem Kommen und Gehen. Dem einzelnen haftete nichts Perſönliches an. Das, was alle einte, war eben nur der gemeinſame Winteraufenthalt am Nil. Darum drehte ſich alles. Von ſich oder ſeinem Eigenen ſprach niemand. Das war in Geſellſchaft verpönt. Niemand wußte daher eigentlich recht, wer der andere war, und es intereſſierte ihn auch nicht. Und Thomaſine dachte ſich, daß es doch eine eigentümliche Liebloſigkeit ſei, ſeinen Nächſten nur als Mittel gegen das langweilige Alleinſein zu gebrauchen, wie er einen auch, und ſich ihn im übrigen ſanft, aber ſchonend vom Leibe zu halten. Und es ſchien ihr, als präge ſich dieſe Härte der Weltauffaſſung auf den glattrasierten Geſichtern der Engländer rings um ſie her aus und ſpiegeln ſich auf den roſigen, lächelnden Zügen der Amerikanerinnen und ſei wahrſcheinlich auch auf ihrem eigenen Antlitze zu finden, und ſie ſchämte ſich beinahe, hier zu ſitzen. Und auch das, wovon man um ſie her ſprach, langweilte ſie heute noch mehr als ſchon die letzten acht Tage. Es war ſo ermüdend einförmig: ob in dem Expreßzug von Aſſuan nach Khartum genügend Komfort zu finden ſei, und ob ſich der Ausflug nach dem Sudan überhaupt lohne — und „Zawohl — die Königsgräber in Theben werden bei elektriſchem Licht gezeigt — verſäumen Sie das ja nicht!“ — und „Ach wo — ſchwierig! . . . Cook arrangiert die Partie nach dem Fayum alle Tage . . . Nehmen Sie ſich nur bei ihm Tickets!“ — und was man heute nach dem Diner wohl mache — richtig — da war ja Ball in Shepheards Hotel. Und damit war man wieder mitten im Geſellſchaftſtreiben und zeigte ſich die Sterne, als deren Trabanten man ſich hier im Ghezirehgarten fühlte: dort die katholiſche Prinzgeſin mit ihren Kindern, die ſich ſo gern ſcheiden laſſen wollte — aber der Papſt erlaubte es nicht — ſie war ſchon dreimal umſonſt deswegen in Rom geweſen — und der alte, wie ein Bierbrauer ausſehende Mann da drüben verdiente, wenn er ſo daſaß und rauchte, in der Minute zehn Dollars aus ſeinen

Petroleumquellen in Amerika — er hatte es selbst neulich gesagt — und hier der vollbärtige Herr im einfachen grauen Reisejubil mit seinen Begleitern — das war ein regierender deutscher Bundesfürst — aber er war incognito hier — wer ihm vorgestellt wurde, mußte ihn mit „Sie“ und „Herr Graf“ anreden . . .

Das, was man sich da erzählte, hatte nun nicht einmal mehr etwas mit Ägypten gemein. Es war international wie das Gezwitscher von Vögeln. Das konnte ebensogut in Nizza gesprochen werden oder in Ostende oder St. Moritz, je nach der Jahreszeit — und wenn man zur rechten Zeit an einen dieser Orte kam, so traf man wahrscheinlich all diese armen Reichen wieder, all die altvertrauten Gesichter, die mit ihren Angehörigen, ihren Chauffeuren und Bediensteten, ihren Koffern, ihren Hunden und ihrer Langeweile auf die Wandererschaft gegangen waren, immer rundum, um dann wieder von vorn anzufangen. Und solch ein Leben war Erich Bardefleets Ideal! Das hatte er ihr vorgeschlagen, als äußerste Lösung, als etwas, was seiner und ihrer besonders würdig sei! Sie lachte innerlich zornig auf und warf einen feindseligen Blick auf ihn, der neben ihr saß, und bemerkte, daß er lächelte. Aber nicht zu ihr hinüber, sondern nach der Seite, wo er irgend einen Bekannten entdeckt haben mußte. Denn er winkte mit der Hand und rief laut: „Na — was stehen Sie denn da, Herr Doktor . . . Kommen Sie doch bei! . . . Nur immer munter! . . . Nur keine Müdigkeit vorgeküpft! . . .“

Der, den er meinte, war ein kleiner, ziemlich runder Herr in einem hellgelben, ganz neuen Sommeranzug, gelben spitzen Strandschuhen und einem mausgrauen, leichten Filzhütchen. In der Hand trug er einen großen, auch ganz neuen, khakifarbenen Sonnenschirm. Alles an ihm, auch der hohe Stehtragen, die blaue gefaltete Hemdbluse, die bunte Krawatte waren nagelneu. Er machte eine etwas verlegene, sonderbar abwehrende Bewegung mit der Hand, als sei er nur ein Fremdling hier, wie jener Fürst, dessen Inkognito man respektierte, und sagte dann doch, unter Bardefleets Blick, einen Entschluß und schritt auf die kleine Gesellschaft zu. Die Art, wie er beim Gruß zuerst mit der Hand an die Krempe des Hutes stieß und ihn sich dadurch schief ins Genick rückte, war merkwürdig linksich, man hätte glauben können, er sei eine solche Kopfbedeckung gar nicht gewohnt und habe auch fremde Stiefel an, so behutsam ging er auf den Fußspitzen. Und das von einem dunklen krausen Vollbart umrahmte Gesicht des kleinen, dicken Mannes, die tiefen, weichen Augen kamen Thomazine Rasmussen so seltsam bekannt vor, als er jetzt bekommen lächelnd, förmlich wie ein armer Sünder, vor ihr stehen blieb, und plötzlich merkte sie mit einem wahren Schrecken: das ist ja Kilian Böhme! Er hat sich wieder europäisch gekleidet, um in den Ghezirehgarten und in deine Nähe kommen zu können . . .

Sie war im ersten Moment so betroffen, daß sie gar kein vernünftiges Wort des Willkommens fand. Erich Bardefleet aber war aufgesprungen und sagte den scheuen Gast, um dessen Lippen es von Bangen wie über eine Missetat zuckte, ohne weiteres bei der Hand und führte ihn herbei und begrüßte ihn laut und leutselig: „Na, das ist mal nett von Ihnen, mein lieber, verehrter Herr Doktor, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich mich freue! Gestatten Sie, meine Herrschaften, daß ich Sie mit Herrn Doktor Kilian Böhme bekannt mache. Sie wissen: der berühmte Ägyptologe und Sanskritforscher, so setzen Sie sich nur da neben Fräulein Rasmussen! Ich trete Ihnen meinen Platz ab! Nur Ihnen! Ich tät's bei keinem andern . . .“

Kilian Böhme war gegenüber der kaltblütigen Sicherheit Erich Bardefleets ganz hilflos. Er tat, was der wollte, und ließ sich nieder und drückte Thomazine Rasmussen die Hand und sah sie dabei verstört und doch auch glücklich an. Sie merkte, er zitterte am ganzen Körper vor Aufregung über sein Wagnis, hier in europäischem Gewand zu erscheinen, das er gewiß schon seit Jahren nicht getragen. Es mußte ihm furcht-

bar heiß und drückend sein. Denn die Schweihtröpfchen, die er, der Sohn der Wüste, sonst gar nicht mehr kannte, standen dick auf seiner Stirn. Und er suchte ein Taschentuch, um sie sich zu trocknen, und fand nicht gleich die ungewohnte Hosentasche, und machte dann, als er es wieder einsteckte, einen unwillkürlichen Ruck mit der Schulter, wie um einen unsichtbaren, weiten Arabermantel zurückzuwerfen, und der Herr ihm gegenüber sah ihn erstaunt an. Aber niemand merkte etwas. Die drei oder vier Reisegefährten, die Thomazine und Erich Bardefleet seinerzeit bei der Heimführung Kilian Böhms an der Pyramide begleitet, waren alle nicht mehr da.

Erich Bardefleet hatte sich etwas abseits einen Stuhl in die Reihe der übrigen gerückt, schlug ein Bein übers andere, zündete sich eine Zigarette an und fing mit denen um ihn wieder von dem Ball heute abend zu sprechen an, zu dem eine Anzahl ihm bekannter englischer Offiziere aus dem Sudan auf Urlaub erscheinen würden — große Jäger darunter und andere Sportcharaktere. Um Kilian Böhme kümmerte er sich nicht weiter, und auch die andern überließen ihn Thomazine Rasmussen und sahen ihn nur von der Seite mit verstohlenem Interesse und einem unterdrückten, halben Lächeln an. Denn etwas Komisches war an ihm. Man konnte gar nicht einmal sagen, was! Es haftete an seinen grellen, funkelnagelneuen und dabei nur mäßig sitzenden Kleidern, an seinen eigentümlichen Bewegungen, die, sogar jetzt, während er nur bei dem arabischen Diener Tee bestellte, etwas förmlich Plastikches, Blumen- und Farbenreiches wie das Gebärdenpiel eines Orientalen an sich hatten, und auch an seinem Gesichtsausdruck, der immer noch eigentümlich verduht war, so als staunte er über sich selbst und darüber wie er hierher geraten.

Früher hatte er von unten, aus dem Gewühl der Straße heraus, über diese närrische Drohnenwelt da oben vergnüglich gelacht. Jetzt, wo er mitten darin war, wurde sie ihm unheimlich. Sie löste ihm Angst ein. Thomazine sah das wohl. Er sah wie ein scheuer verflogener Vogel neben ihr, förmlich bei ihr Schutz suchend, und zog sogar einmal in seiner Bekommenheit das rechte Bein hoch, um sich nach morgenländischer Sitte darauf zu setzen, und ließ es beschämt, auf einen raschen Blick von ihr hin, wieder sinken und wischte sich wieder den Schweiß von der Stirn und seufzte leise über die Marterwerkzeuge europäischer Kultur, die ihn vom Halsstragen bis zu den engen Stiefeln umspannten, und schaute sie dabei doch schüchtern glücklich an, als wollte er sagen: Für dich leide ich das alles! Und sie kämpfte entschlossen die Enttäuschung nieder, in der sich für sie der malerisch weiß gekleidete, einsame Weise in Wüstenglut und Pyramidenlichtern in diesen runden, deutschen, linksich in seiner Teetasse löffelnden Gelehrten verandelt hatte, eine Gestalt, wie man ihr auch daheim in jeder kleinen Universitätsstadt, eigentlich vor jedem Gymnasium begegnen konnte, und fragte freundlich: „Nun, was haben Sie denn die ganze Zeit gemacht, Herr Doktor?“ Und nun schien ihr die Anrede „Herr Doktor“, die ihr bisher immer so sonderbar vorgekommen, ganz natürlich.

Die andern hörten nicht zu, sie schauten alle einer eben vorüberauschenden, wepsenschlanken Dollarprinzess nach, und Kilian Böhme erwiderte stöckend: „Ich hab' auf Sie gewartet . . .“

Das ärgerte sie. Wie konnte er nur denken, daß sie immer wieder zu ihm hinauspilgern würde? Oder das überhaupt könnte? Er war wirklich ein großes Kind. Und er fuhr, leise und kleinlaut, fort: „Und weil Sie gar nicht mehr kamen, hab' ich gedacht, ich wollte einmal nach Ihnen sehen, und hab' mir den Rock und die Hosen da machen lassen, und im Hotel nach Ihnen gefragt, und da hat man mir gesagt, Sie wären hier. Und wie ich hier sah, daß so viele Leute um Sie herum saßen, da wollte ich lieber wieder still weggehen. Aber da hat mich der da drüben im letzten Augenblick noch bemerkt . . .“

Er warf einen schuldbehafteten Blick nach Erich Bardefleet. Durch den gleichmachenden europäischen Kleiderschnitt schienen von ihm Mut und Sicherheit gegenüber dem großen, blonden

Mann gewichen zu sein. Aber dann lächelte er und meinte: „Schließlich ist's doch ganz gut! Nun können wir uns doch wenigstens einmal wieder sprechen!“ Und sie antwortete: „Ja, freilich, Herr Doktor!“ und dachte sich dabei im stillen: Hätte dich doch Bardefleet lieber nicht gesehen! Wärest du lieber heimlich fort, ehe ich dich gesehen! Es wäre für dich besser gewesen und für mich. Das ist eine grausame Erkenntnis, wie viel ein weißer Mantel im Leben ausmacht und ein unbeholfener Gruß . . .

Sie war zornig auf sich und ihre Kleinlichkeit, sie bezwang sich, er selber war ja da! Was lag an seiner Hülle? Und doch kam sie nicht darüber hinaus. Er tat ihr leid. Aber es war auch Ärger über ihn dabei. Sie sah jetzt sogar allerhand Mängel seiner Gestalt, die bisher der weite Faltenwurf verhüllte, die sonderbar runden und dicken, ein bißchen zu kurzen Beine, die flachen Schultern, und vor allem dies Bäuchlein, das sich vordringlich und vergnüglich wölbte, und wenn sie die Augen abwendete und sich wiederholte: Er selber ist ja da, so kam die Frage hinterher: Aber wesswegen? Und die Antwort: Deinetwegen! brachte ihr neue Beklemmung. Was wollte er denn nur von ihr? Bei jedem andern war dies klar genug. Aber solch ein wunschloser Weiser wie Kilian Böhm . . . nein, das Unrecht wollte sie ihm in Gedanken nicht auch noch antun. Ihn hatte gewiß nur der Drang hergetrieben, die Gespräche über solch ernste und tiefe Dinge wie neulich mit ihr zu erneuern.

Aber es war heute schwer, ihn überhaupt zum Reden zu bringen. Er war zu unruhig und erregt. Er wollte nichts sagen, was nicht zu diesem Ort und zu diesem Kreis paßte, und rückte auf seinem Stuhl hin und her und sah Thomafine verstohlen und freundlich an und trocknete sich wieder den Schweiß, in den die zugeknöpften Kleider ihn badeten, und machte ein klägliches Gesicht und gestand ihr halblaut auf ihre Frage: „Ich bin es gar nicht mehr gewohnt, so enge Stiefel zu tragen. Sie drücken mich fürchterlich!“ und sie trommelte mit den Fingern auf den Tisch und starrte vor sich hin, um ihren Unmut zu verbergen.

„Eine Zigarre, Herr Doktor!“ rief Erich Bardefleet höflich und reichte sie seinem Gegner hinüber und zündete ihm noch selbst das Streichholz an. Er nahm sie und rauchte. Nun sah er wirklich ganz wie ein kleiner deutscher Philister aus.

Und mitten aus seinem Kummer über das qualende Schuhzeug heraus sagte er zu Fräulein Rasmussen: „Sie hatten ganz recht neulich . . . beim Abschied an der Bahn. Ich darf mein Europäisch nicht völlig verkümmern, auch in der Kleidung nicht! Man wird sonst zu einseitig. Es entgeht einem zu viel! Ich hab mir auch noch einen Gesellschaftsanzug anfertigen lassen. Da bin ich nun ganz frei. Da kann ich hin, wohin ich will!“

Kilian Böhm in Frack und weißer Binde! Das Herz tat ihr weh bei dem Gedanken. Sie wollte ihn ihm ausreden. Aber dann fiel ihr ein: er hat ja doch keine Gelegenheit, ihn zu tragen, und sie schwieg. Er auch. Eine Weile saßen sie stumm nebeneinander. Sie machte sich innerlich Vorwürfe. Sie hätte doch vielleicht vorsichtiger gegen ihn sein müssen. Nun hatte sie ihn aus seiner Beschaulichkeit und seinem stillen Lebenskreis gerissen. Und er schien zu merken, daß ihr etwas an ihm nicht recht war. Er suchte es gutzumachen. Er nahm wieder einen Anlauf zu einem Gespräch. Aber die Angst, irgendwie anzustoßen, lähmte seine Zunge. Es kam nichts von Seelenwanderung und Aufhebung von Raum und Zeit, sondern er fing von einer ganz trockenen, wissenschaftlichen Entdeckung an, einem Fund, den man gestern in der Gegend gemacht, wo einst die Pyramide Men-Kofer gestanden. Ihr Erbauer war der Pharao Pepi gewesen. Das hörte Erich Bardefleet und fragte schleunigst herüber: „Wie hieß der Pharao, Herr Doktor?“ Und Kilian Böhm wiederholte ernsthaft: „Pepi!“ und wurde, als eine Dame daraufhin plötzlich mit dem Lachen herausplatzte, ärgerlich und versetzte: „Das ist doch nichts so Merkwürdiges. Der Name Pepi kommt in

der sechsten Dynastie sehr häufig vor! Wir treffen da noch auf einen Pepi-Nacht, der Pyramidenvogt war, und einen Pepi-Na . . . und . . .“

„Und sonst lauter Pepis!“ sagte Erich Bardefleet, und nun lachten alle. Und das reizte Kilian Böhm in seiner Verlegenheit noch mehr. Er beharrte: „Ich weiß wirklich nicht, was daran komisch ist!“ und entfesselte neue Heiterkeit. Und die galt — Thomafine zuckte zusammen — nicht nur den Pharaonen, sondern auch ihm. Er hatte etwas Komisches an sich, in der stillen, vorwurfsvollen Art, mit der er diesen leichtsinnigen Weltkindern gegenüber sah und von seinen Pepis sprach und unseligerweise auch von einem Seher jener Zeit, der Schepses-Kaf-Leben genannt war. Da hatte Erich Bardefleet, auf einen dicken Frankfurter Bankier an einem Nachbarstisch deutend, gemeint: „So könnte der auch heißen!“ und Kilian Böhm hatte ihn nicht verstanden, sondern ihn ungeschuldig angeschaut, und wieder fischerte die Dame von vornhin und unterdrückte die andern mühsam ihr Lächeln aus Respekt vor einem so hervorragenden Ägyptologen. Und als er beharrlich und pedantisch wieder anfing: „Die Forschungen des Marquis de Rougé haben mit unumstößlicher Sicherheit ergeben, daß König Pepi in Mittelägypten auch eine Stadt anlegte, die nach ihm die Pepistadt benannt war . . .“ da stand Thomafine plötzlich auf und sagte: „Verzeihen Sie! Ich muß jetzt nach Hause“, und die andern erhoben sich rasch auch, froh, den gelehrten Mann loszuwerden, und Kilian Böhm brach mitten im Satz ab, sah einen Augenblick erschrocken da und murmelte dann kleinlaut: „Ach so!“ und trat auch auf seine Beine mit schmerzhaft verzogenem Gesicht. Denn die Stiefel drückten ihn nun noch mehr. Er hinterte beim Gehen, und daß er dabei noch zu lächeln versuchte, schnitt Thomafine ins Herz. Er tat ihr jetzt wieder wirklich leid. Sein Hütchen hielt er in der Hand und stand mit bloßem Kopf da. Und sie wollte ihn zum Abschied trösten und ihm ein gutes Wort sagen und drückte ihm recht freundlich die Rechte und nickte vertraulich: „Auf Wiedersehen, lieber Herr Doktor Böhm!“ und nun hellten sich seine traurigen Züge wieder auf, und in seinen Augen war wieder der stillglückliche, dankbare Ausdruck, während er ihr nachsah, wie sie mit den andern zu den Wagen schritt, und er selber mutterseelenallein neben dem leeren, unordentlichen Teetisch stand.

Erich Bardefleet hatte seinen Dogcart draußen. Er war allein damit gekommen. Jetzt stieg Thomafine Rasmussen bei ihm ein und ließ sich von ihm in die Stadt zurückerbringen. Er lenkte selbst den feurigen Traber. Sein knirpfiger brauner Groom hockte blasirt, die Arme über seinem goldsittrigen roten Affenjäckchen gekreuzt, den Fes tief im Genick, auf dem Hinterbänkchen. Er verstand nur etwas Englisch. Wenn die beiden da vorn Deutsch redeten, störte er sie nicht. Aber zunächst wechselten sie nur ab und zu ein paar gleichgültige Worte miteinander, während sie durch das Gewühl des Nachmittagskorjos auf der Insel Bulak dahinfuhren. Erst als sie die große Albrücke hinter sich hatten, lachte er plötzlich auf und sagte: „Merkwürdig, wie der Mensch sich rückwärts entwickeln kann! Heute war Kilian Böhm der richtige deutsche Gelehrte, von Anno dazumal mein' ich — jetzt sind sie ja auch schon anders — aber ich erinnere mich aus meiner Studienzeit noch an genug solche linksche Bücherwürmer! Als so ein Kerl ist er offenbar auch vor langer Zeit hier herübergekommen und hat sich dann allmählich hier im Morgenland bunt eingesponnen. Und nun kriecht doch wieder solch ein graues Männchen in Häubzivil heraus.“

Sie erwiderte nichts. Was auch? Er hatte ja recht. Er besaß ja die Gabe, selten etwas besonders Kluges, aber niemals etwas Dummes zu äußern. Und jetzt sprach er nichts anderes aus, als was sie sich selber dachte. Und dann setzte er noch hinzu, auf das farbige Gewühl der Straße, die weißen Häuser, den blauen Himmel, die grünen Palmen blickend: „Von diesem Standpunkt aus ist wahrscheinlich der ganze Orient eine optische Täuschung. Und ebenso auch Kilian



Das Brautgeschenk.
Gemälde von E. Brack

Copyright 1903 by Franz Hanfstaengl.

Böhm. Wenigstens, was orientalisches an ihm ist. Na — und der Rest . . . den haben wir ja heute gesehen!“ Er lachte wieder herzlich, während er den Wagen vor dem Hotel zügelte und ein Schwarm bunter, dienstbarer Geister die Treppe herabstürzte. „Haben Sie bemerkt, wie den Kauz seine engen Stiefel kniffen?“

„Ja!“ sagte Thomafine Rasmussen kurz. Sie ärgerte sich über seinen Ton. Aber sie drückte ihm zum Abschied die Hand fester als die Tage bisher und eilte dann in den Gasthof, ohne sich umzuwenden. Es war wie eine Flucht. Und sie fühlte: Er schaute sehr befriedigt hinter ihr her. Einen größeren Gefallen als durch sein heutiges Erscheinen hätte ihm Kilian Böhm ja auch gar nicht erweisen können.

Und diese Stimmung der wieder wachsenden Wehrlosigkeit gegenüber Erich Bardefleets blieb, während sie mit den beiden alten Husebecks im Speisesaal unten das Diner einnahm und kaum zuhörte, was bei den einzelnen Gängen der Konful sich von seiner Frau an Erinnerungen an ganze Generationen chinesischer Küche im fernem Osten vorzählen ließ — und auch als sie allein oben in ihrem Zimmer stand, war sie in einer Laune, daß sie am liebsten gar nicht zu dem Ballabend gegangen wäre, sondern sich gleich, um neun Uhr abends, enttäuscht und verdrossen ins Bett gelegt hätte. Jetzt kam ihr nicht nur Kilian Böhm komisch vor, der vielleicht schon wieder träumerisch vor seinem Zelt in der Wüste hockte, an seiner Wasserpfefse sog und, in die Nacht hinausblinzeln, mit dem schwarzen Schattenberg der Cheopspyramide und dem mondbeschieneenen Geisterhaupt der Sphinx und dem Sterngefunkel am Himmel Zwiegespräche hielt — nein — sie selber schien sich lächerlich, daß sie sich durch all diese romantische Staffage so hatte blenden lassen — schwärmerisch wie ein Backfisch, in Erich Bardefleets Augen. Und gerade um feinetwillen wollte sie von der Gesellschaft unten nicht fortbleiben. Er sollte nicht denken, daß sie Angst vor ihm habe. Aber sie schob es doch so lange wie möglich hinaus. Erst als die Walzerklänge von unten schon eine halbe Stunde an ihr Ohr getönt hatten, trat sie endlich, frische Blumen im blonden Haar, ihren großen Straußeneberfächer in der Hand, in weißem, ausgeschnittenem Kleid, eine strahlend stolze, königliche Erscheinung, in den Ballsaal.

Die große Kuppelhalle war schon dicht gefüllt. Ein Gewimmel von Toiletten in allen Farben der Blumenbeete draußen im Garten und von schwarzen Fracks und weißer Wäsche unter den Palmen in den Ecken und dem Glanz der Kronleuchter — ein Schlepptauschen und Lachen und Plaudern in Englisch, in Deutsch und Französisch und Italienisch durcheinander — das lud und lockte und schmeichelte wie drüben das Schwirren der ungarischen Zigeunergeigen — und doch schoß es ihr plötzlich durch den Kopf: Was ist das wieder für ein Singen und Springen? — was sind das für leere Gesichter? — das kann nicht das richtige Leben sein, wie mir das Erich Bardefleets weismachen will.

Und da sah sie ihn. Er stand im Gespräch mit einer Gruppe britischer Offiziere aus dem Sudan, die natürlich alle Frack und weiße Binde trugen — braungebrannte, von der Sonne verzehrte Sportköpfe — alle noch jung, die meisten glattrasiert, mit einem hartnäckigen Zug um die dünnen Lippen, wenn sie auch heiter lächelten und flirteten, dem angeborenen Instinkt des Weltbeherrschens, so wie wohl einst im alten Rom die jungen Männer von Stande ausgesendet waren, um an allen Enden der Erde die Barbaren im Zaum zu halten. Einige andere, aus einem Nebenzimmer gekommene Kaiserliche Deutsche, die den roten Fes, das Zeichen des Dienstes in der Khedivialregierung, auf den blondhaarigen, bei einem oder zweien mit verharschten Schmissen bedeckten Köpfen trugen, hatten sich dazugesellt. Sie lachten unbändig und deuteten auf eine Ecke des Saales, und einer von ihnen sagte kopfschüttelnd: „Ne — so ein verrücktes Puh!“ Und zugleich hatte Erich Bardefleets Frau-

lein Rasmussen bemerkt und kam auf sie zu und war so verdächtig vergnügt, daß sie merkte, es müsse etwas Besonderes geschehen sein!

Sie schaute ihn erwartungsvoll an, und er meldete ihr, die Fingerspitzen leicht aneinanderschlagend, um doch irgendwie seinem innern Jubel Ausdruck zu geben: „Wissen Sie schon das Neueste? Aber erschrecken Sie nicht: Kilian Böhm ist hier!“

Sie zuckte wirklich zusammen. „Hier im Hotel?“

„Ja. Mitten im Ballsaal — oder vielmehr — er hat immer die Wand als Rückendeckung. Da schiebt er sich dann so lang. Da . . . da ist er! . . . Da wo die Damen so lachen — es kennen ihn doch eine Menge Leute hier — und die ihn nicht kennen, denen sagen's die andern . . . Eben hat er einer Engländerin auf die Schleppe getreten. Darin ist er nämlich groß — er hat, glaub ich, schon drei auf dem Gewissen — sehen Sie ihn?“

„Ja“, sagte Thomafine Rasmussen.

„Ist er nicht gottvoll? Der Frack! Wie er hinten absteht — und wie sich vorn das Bäuchelchen wölbt — und die Binde sitzt schief . . . und wie er dabei immer so ernst und kummervoll dreinschaut . . .“

„Aber was macht er denn nur hier?“ fragte sie erbittert.

„Er sucht Sie!“ Erich Bardefleets konnte sein Entzücken kaum mehr verbergen. „Überall sucht er Sie. Er will sich an Sie klammern, hier in der bösen Welt. Er kann nicht begreifen, daß Sie noch nicht gekommen sind, wo der Ball doch schon lange angefangen hat, und fragt alle Leute nach Ihnen, und die schicken ihn überall hin in den April — bis zur American Bar war er schon und hat Sie auch dort nicht gefunden.“

Thomafine Rasmussen biß sich auf die Lippen, und der andere fuhr selig fort: „Er hat immer noch die engen Stiefel an. Beobachten Sie nur, wie er geht — wie auf rohen Eiern — bloß mit den Fußspitzen — da . . . da . . . jetzt läuft er auf einmal nach dem Garten hinaus . . . die beiden jungen Deutschen drüben, die so lachen, haben ihm wahr scheinlich aufgebunden, Sie schöpften da draußen ein wenig frische Luft.“

Zwischen den hageren straffen Athletengeitalten der englischen Sudanoffiziere hindurch konnte Thomafine Rasmussen jetzt deutlich Kilian Böhm sehen, wie er sich, immer schon, mit ebenso schlechtem Gewissen wie heute nachmittag, durch die glänzende Ballgesellschaft dahintrotzte — in seinem viel zu knappen Frack und den zu kurzen schwarzen Hosen. Ein paar hochmütige Amerikanerinnen wendeten nachlässig die Köpfe auf ihren langen weißen Hälsen nach ihm. Die wunderten sich auch, wie der kleine, dicke, vollbärtige Mann hier herinkam — und die bösen Buben, die ihn unter die Palmen gefandt, schmunzelten hinter ihm drein. Gottlob — jetzt war er wenigstens weg. Thomafine Rasmussen atmete auf und ließ Erich Bardefleets stehen und eilte ihm durch den Korridor in den Park nach.

Dort stand er neben einem dustenden ostindischen Blütenstrauch im Mondschein. Als er sie erblickte, lächelte er glücklich und ging auf sie zu und streckte zutraulich seine Hand aus. Aber sie nahm sie nicht. Sie hemmte ihren Schritt vor ihm und sagte erbittert und leise: „Sehen Sie denn nicht, daß Sie sich und mich hier lächerlich machen, Herr Doktor Böhm?“

„Ich?“ fragte Kilian Böhm ungläubig. Allmählich verbreitete sich ein Schrecken über sein Antlitz.

„Ja, Sie! Was fällt Ihnen denn ein, mich hier überall zu suchen? Wer hat Sie überhaupt geheißt, hierher zu kommen?“

Es zuckte von bitterem Schmerz um seine Lippen. „Sie haben doch selbst vorher gesagt: Hoffentlich auf baldiges Wiedersehen!“

„Aber doch nicht hier . . . Herr Doktor Böhm . . . wenn Sie mich ein bißchen gern haben und ein bißchen vernünftig

sind — dann gehen Sie jetzt da außen herum und holen sich vorn Ihren Hut und gehen hübsch nach Hause. Ich kann das nicht ansehen, wie man Sie da drinnen auslacht. Es macht mich wütend . . . auch über Sie . . .“

„Aber . . .“ Kilian Böhm brach ab und schluckte ein paar mal heftig. Die Tränen standen ihm in den Augen. Aber jetzt hatte sie kein Mitgefühl mit ihm. Sie wiederholte nur

noch einmal: „Ich bitte Sie . . . kommen Sie nicht mehr in den Saal!“ und trat dann in das Haus zurück.

Dort traf sie auf Erich Bardeleben. Er war ihr gefolgt. Andere Herren drängten sich dazu. Sie lachte und sprach mechanisch mit ihnen und schaute dabei immer wieder nach der Tür. Aber ihre Angst war unbegründet. Kilian Böhm erschien nicht wieder. (Fortsetzung folgt.)

Meine Kasemattenhaft in Rastatt.

Von Karl Blind.

I.

Es war nach dem schwachen Waffenstillstand von Malmö, dem ersten furchtbaren Verrat an Schleswig-Holsteins Sache, dem sich leider zuletzt auch das Frankfurter Parlament gefügt hatte, daß der zweite Freischarenzug in Baden unter der Führung von Gustav von Struve, Herrn von Löwenfels, einem ehemaligen preussischen Offizier, und mir stattfand. Ganz Deutschland war über jenen Verrat tief empört. In Frankfurt erfolgte ein Volksaufstand, der blutig niedergeschlagen wurde. Tschechische Truppen, die kein Wort Deutsch verstanden, wurden dabei vielfach verwendet!

An uns, die wir von der Hecker'schen Erhebung her teils im Elsaß, teils in der Schweiz als Verbannte weilten, erging durch eine Abordnung angesehenen Bürger die dringende Aufforderung, herüberzukommen und die Freiheitsfahne gegen eine immer bedrohlicher werdende Rückschrittsbewegung aufzupflanzen. Nur wer solche stürmische Zeiten durchlebt hat, weiß, wie plötzlich da die Entschlüsse reifen. Ein Tag, einige Stunden entscheiden oft über eine bedeutsame Wendung.

Professor Wilhelm Zimmermann, der Verfasser der Geschichte des „Bauernkriegs“ und der „Deutschen Revolution von 1848“, Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, zollt der edeln Gesinnung und dem Opfermut Struves hohe Anerkennung. Nur habe ihm „die Kühle des Verstandes gefehlt, der Blick, der die Dinge sieht und nimmt, wie sie sind.“ „Sein Enthusiasmus“, heißt es weiter, „riß den klaren Verstand anderer Flüchtlinge, selbst den Karl Blinds, eines der klügsten Republikaner, um so leichter mit sich fort, als sie selbst ungeduldig waren.“

Nicht vergessen sei, daß damals die revolutionäre Bewegung in ganz Deutschland wirklich noch stark im Ansteigen war. Gleich auf unsern Freischarenzug folgte die große Oktober-erhebung in Wien, zu der aus der deutschen Nationalversammlung Robert Blum, Julius Fröbel und Moriz Hartmann, der Dichter, stießen, und die die kaiserliche Familie in Österreich schon vorher zur Flucht gezwungen hatte. In Berlin herrschte fortwährend eine starke demokratische Strömung. Zwischen der preussischen „Nationalversammlung“ und den Staatsstreichgelüsten des Hofes war die Brangelsche Entscheidung („Die Kugel im Lauf, die Schwerter scharf geschliffen“) noch nicht gefallen. Überall gährte es gewaltig.

Was nun mich betrifft, so kann ich, in bezug auf Dr. Zimmermanns Ausrufung, nur sagen, daß wir die Aussichten in Baden gleichwohl keineswegs vielversprechend dünkten. Nach der März-erhebung hatte ich im engeren Freundeskreise stets darauf gedrungen, im Südwesten sofort starke Tatsachen zu schaffen, auf deren Grund das angesagte Vorparlament zum fräftigen Handeln gezwungen würde. Selbst Hecker vertröstete uns jedoch auf Frankfurt. Nachdem das Vorparlament beisammen war, schien mir zu seiner Deckung die Schaffung eines Parlamentsheeres vor allem notwendig. Doch auch dieser Rat fiel auf unfruchtbar Boden. Ich nahm dann an Heckers Erhebung noch in den letzten Tagen teil.

Als nun in der Schweiz unter den Flüchtlingen der Beschluß gefaßt war, jener Aufforderung von Bürgern zum Herüber-

kommen Folge zu leisten, da war ich sofort dabei. Die Gesinnungsgenossen wollte ich nicht im Stich lassen. Mein ganzes Streben war nun darauf gerichtet, mit aller Kraft mitzuwirken. Wie ich dies Tag und Nacht getan, dafür geben Struves „Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden“, und die „Erinnerungen aus den badischen Freiheitskämpfen“ seiner Gattin Amalie Struve genügend Zeugnis.

Bei Staufien im Schwarzwald erlitten wir die Niederlage. Es geschah nach zweistündigem Kampf, der im Innern der Stadt mit Beharrlichkeit noch um den Besitz einzelner Häuser fortgesetzt worden war. Dieses beschreibt in seinem Bericht der Kriegsminister General Hoffmann, der zusammen mit General von Gansing an der Spitze von Fußvolk, mit vier Geschützen und einer Dragonerschwadron unter Leitmeiister von Freydorff, unsere schlechtbewaffnete Freischar angriff. Zwar waren, zufolge der Staatsanwaltschaft, die später den eistägigen Staatsprozeß in Freiburg gegen Struve und mich führte, unserm Aufgebot im Süden Badens, unter der Losung: „Wohlstand, Bildung und Freiheit für alle!“ etwa 10000 Männer nachgekommen. Allein über ein weites Gebirgsgebiet verstreut, waren sie infolge einer vorhergegangenen Entwaffnung nur schwach gerüstet. So konnte der Kampf bei Staufien gegenüber einem regelmäßigen, mit Geschützen versehenen Heer nicht anders enden. Ein Teil der Stadt stand zuletzt in Flammen.

Wir traten den Rückzug an mit dem Vorhaben, neue Mannschaften zu sammeln. Nach allerhand Fährlichkeiten fielen wir durch die Tücke eines Führers in Gefangenschaft. Er hatte uns, offenbar in böser Absicht, über die Berge eine Zeitlang in der Irre umhergeführt.

Struves Gemahlin, die vom Beginn des Freischarenzuges an darauf bestanden hatte, alle Gefahren zu teilen, litt bei dieser Gelegenheit außerordentlich. In jenen erregten Zeiten taten sich mehrere Frauen mutig hervor; keine aber in solchem Maße wie Amalie Struve. Kaum hätte man sie dessen für fähig halten mögen, wenn man sie früher in ihrem traulichen Heim in Mannheim so rührend mit lieblicher Stimme zur Gitarre hatte singen hören. Sie war 24 Jahre alt; ihr früh ergrauter Gatte 19 Jahre älter.

Unter mancherlei Gefahren in Wehr angelangt, wurden wir, im ganzen fünf Leute, dort von bewaffneten Reaktionären überfallen und gefangen genommen. Eine Zeitlang schien dabei unser Leben auf dem Spiel zu stehen. Die nähere Schilderung muß ich hier übergehen.

Ein paar Tage vorher hatten wir an der Spitze einer „Provisorischen Regierung“ gestanden, und unsere Befehle wurden genau ausgeführt. Viele Tausende von Bewaffneten erhoben sich begeistert. Jetzt legte man uns vier Männer in schwere eiserne Ketten, die eher an Bord eines Schiffes paßten, als für die Fesselung von Kriegsgefangenen.

Die Kette für jeden wurde vom rechten Handgelenk zum Knöchel des linken Beines befestigt. Das Gehen — und ab

und zu zwang man uns ein gut Teil Weges zu gehen — war bei so schleppender Last äußerst mühsam und schmerzhaft. Essen, Schlafen und die Befriedigung natürlicher Bedürfnisse war noch schwieriger. Nacht und Tag wurden die Ketten nie abgenommen. So beförderte man uns, teils in Wagen oder auf der Eisenbahn, teils zu Fuß, mehrere Tage lang durch das Land hin in die Festung Raftatt. Frau Struwe allein wurde nicht gefettet, obwohl sie selbst es verlangt hatte, als sie sah, wie man ihren Gemahl in Eisen schloß.

Wo immer ein Befreiungsversuch möglich schien, da kleine Abteilungen der Unfrigen unter Ness und Wolfinger noch in der Nähe umherzogen, erklärte uns der Offizier jedesmal: „er habe den Befehl, wenn ein solcher Versuch gemacht werde, uns sofort zu erschießen“. Diese freundliche Mitteilung hatten wir während mehrerer Tage wiederholt zu hören. An einem Haar hing es, ob ein Versuch von unsern Kampfgenossen, die von solchem Befehl nichts wußten, gemacht würde. So hing das Damoklesschwert stets über unsern Häuptern.

In dem Dorf Bingen, wo ein durch seine Verfolgungswut gegen alle Bewegungsmänner bekannter Pfarrer die Bauern durch Verdächtigungen gegen uns aufgehetzt hatte, schlugen einige feindlich Gesinnte schon die Gewehre auf uns Befangene an. Dieser heilige Mann — ein ehemaliger Schulfamerad Struves — schien gleichwohl für andere mögliche Fälle sich selbst sicherstellen zu wollen, denn er lief neben dem Wagen, in dem wir saßen, her, als ob er noch ein altes Freundschaftsgefühl für Struwe empfinde. Er mochte wohl denken, das Blatt könne sich eines Tages wenden.

In Schliengen wurden wir spät nachts an Oberleutnant Müller abgeliefert. Er empfing uns mit den Worten, er habe den Befehl, uns nach Müllheim zu bringen; sofern wir uns aber rührten, oder ein Befreiungsversuch gemacht werde, uns alle niedermachen zu lassen. Struwe erwiderte ihm: zwei der Mitgefangenen, der Student Karl Bauer und Trautmann, seien nur ganz zufällig mit uns in Verkehr gekommen, nicht an dem Zug beteiligt gewesen. Ihr Leben möge man daher jedesfalls schonen. Der Offizier wiederholte jedoch einfach seine Drohung der Niedermachung.

In dem Wagen, in dem wir fuhren, saßen Soldaten mit geladenen Gewehren, und Gendarmen, die den Hirschfänger gegen unsere Brust richteten, sobald der Zug anhielt und eine Streifwache ausgeschildet wurde, um zu erkunden, ob nicht Freischaren noch in der Nähe seien. Bei nächtlicher Fahrt litten wir alle sehr durch die Kälte, ohne wärmere Kleidung. Ich war in leichtestem Sommergewand ins Feld gezogen und trug, weil von früh auf abgehärtet, keinerlei Unterkleidung.

Ich kann nicht sagen, daß all diese Todesdrohungen mich tief erschütterten. Nachdem wir einmal in Kampf das Leben aufs Spiel gesetzt hatten und in die Hände eines erbarmungslosen Feindes gefallen waren, nahm ich den Tod als das wahrscheinliche Los an und sah ihm ruhig entgegen.

Eines Nachts, am Boden auf der Matratze liegend, fühlte ich plötzlich, daß das Kettenschloß, an dem ich mehrmals gerüttelt, an meiner Hand nachgab. Rasch kam mir der Gedanke: Wäre da nicht eine Flucht möglich in der Verwirrung, die manchmal auf dieser langen, abenteuerlichen Fahrt eintrat? Wie, wenn ich nun die Kette, unter der Decke, vom Knöchel aus durch die Hose steckte und dann, gleich einem unbeteiligten Zuschauer, einen günstigen Augenblick zur Flucht benützte?

Allein, wie schon einmal früher in Rheinbayern, als ich mit Friederiken, meiner späteren Frau, verhaftet worden war, konnte ich mich nicht entschließen, meine Mitgefangenen zu verlassen. Man sah zulept, daß das Kettenschloß zerrüttet war, und ich wurde nun in neue, noch schwerere Eisen gefesselt.

Einmal, als wir in einen Bahnhof gebracht wurden, gab ein Soldat in roher Weise der Gemahlin Struves einen Stoß mit dem Gewehrkolben, um sie rasch vorwärtszudrängen. Sofort verfeßte ich dem Mann einen Gegenstoß mit meiner

gefetteten Hand und verwies ihm sein schändliches Benehmen. Er starrte mich zornig an, schwieg jedoch. Der begleitende Unteroffizier, offenbar angewidert von dem Gebaren des rohen Gefellen, griff nicht ein.

Amalie Struwe war von ungewöhnlicher Schönheit und anmutiger Gestalt; mehr südlichen Gepräges, mit dunkeln, eher leuchtenden als blitzenden Augen, und doch mit einem Anflug schwermütiger Träumerei; mit reichem, dunkelbraun glänzendem Lockenhaar, das auf ihre Schultern herabfloß. Sie war die Tochter eines eingewanderten Franzosen namens Dufar und einer deutschen Mutter. Zu ihrem Gatten, der, obchon nur 43 Jahre alt, mit seinem ergrauten Bart und seiner vorzeitigen Kahlheit weit bejahrter ausah, bildete ihre jugendliche, lebhaft bewegte Erscheinung einen auffälligen Gegensatz. Sie und ihr Bruder Pedro Dufar, der einen helleren, ganz germanischen Anblick bot, waren in Deutschland geboren und waren so vaterländisch gesinnt, wie es nur der beste Deutsche sein konnte. Die Tapferkeit, mit der Amalie Struwe ihr Schicksal ertrug, mag aus einem Brief ersehen werden, den sie an ihre Eltern richten durfte. Sie meldete darin Struves, ihre und meine Gefangennahme und gemeinsame Verbringung nach Schoppsheim, sprach ihnen Trost zu und bat sie, ebenso ruhig und fest zu bleiben, wie wir es mit reinem Gewissen in dem Streben nach Eblem und Hohem seien.

Während unseres Freischarenzuges war ich kaum zu irgend welchem Schlaf gekommen. Verwaltungssachen waren unablässig zu erledigen. Mehrere Nächte hindurch hatte ich nur ab und zu, stets in den Kleidern bleibend und am Boden auf einer Matratze liegend, ein wenig Ruhe während einer Viertel- oder halben Stunde genossen. Denn bei dem auffallend nachlässigen Verfahren unseres militärischen Führers Löwenfels, der sogar während des Kampfes verschwand, hatte ich auch auf diesem Gebiet vielfach Befehle zu erteilen gehabt. Meine tiefe Ermüdung machte sich jetzt geltend.

Im Garten eines Wirtshauses, wo wir zeitweilig untergebracht wurden, während eine Streifwache wieder auf Rundschaf ausging, fühlte ich mich so todmüde, daß ich, mit Kopf und Armen auf einen Tisch gelehnt, einzuschlummern begann, als wiederum Drohungen mit Erschießung an mein Ohr schlugen. Ich achtete kaum darauf. Wiederholt weckte mich jedoch der Ruck der schweren Kette, die den Arm herabzog. Den ganz wütenden Unteroffizier hörte ich dann seinen Leuten den Befehl zum Laden der Gewehre geben und heftige Verwünschungen gegen uns ausstoßen. So überwältigend war aber das Bedürfnis nach Schlaf, daß seine zornigen Ausrufe über meine ruhige Gleichgültigkeit nicht die mindeste Wirkung ausübten. Ich hatte ein Gefühl, als wäre es mir einerlei, wenn man mir kurzweg den Kopf abschläge.

Unser Leben hing auch da wieder an einem Haar. Es handelte sich nur um einige Minuten bei einem, wie man glaubte, bevorstehenden Befreiungsversuch.

In Müllheim wurden wir, unser sechse, in ein kleines Zimmer des Rathauses gesperrt, mit zwei Soldaten als innerer Wache. Dort hatten wir kurz vorher unser Hauptquartier gehabt. Dicht an diesem engen Raum, nur durch eine Flügelthür getrennt, befand sich ein großer Saal, in dem Truppen lagerten. In der Nacht wurden für uns sechse lediglich zwei Matratzen auf den Boden gelegt. Da hatten wir in den Kleidern und in Ketten zu schlafen. Bei der Schmalheit des Zimmers und der Ruhestatt mußten Struwe, seine Gemahlin und ich in dieser Weise nebeneinander liegen. Die andern hatten sich auf den Seitenbänken ohne irgendwelche Unterlage zu behelfen. Unsere Wächter nahmen nicht die geringste Rücksicht auf den einfachsten Anstand, den man einer Frau schuldet. Es wurden weder Kopfkissen noch Decken gegeben, noch auch Heizung veranstaltet. Wir ballten unsere Filzhüte zusammen, um für Struwe, als den Ältesten, eine Art Kopfkissen zurechtzumachen.

Vom frühen Morgen an wurden wir der Gegenstand von Beschimpfungen. Die Truppen waren durch lügnerische Angaben über die „Briganten“, wie General Hoffmann uns nannte, aufgebracht worden. Einige Soldaten im nächsten Saal stießen eine Füllung der Flügeltür mit dem Gewehrkolben ein und gafften unter höhnischen Bemerkungen herein. So wurden wir drei Tage lang in Unsicherheit über unser Los gehalten.

„Das ist also Deutschlands Kaiser, der Befreier des Volkes!“ spottete ein hereingelassener Rückschrittmann, auf Struwe deutend. Erneute Todesdrohungen wurden laut. Ein junger Offizier aber, von menschlicher Teilnahme erfüllt, stürzte aufgeregt herein mit den Worten:

„Es ist ein Komplott vorhanden, euch zu morden! Aber nur über meinen Leichnam kann es geschehen!“

Das alles ertrugen wir völlig gefaßt. Ich vermute, es war der Freundlichkeit dieses von Mitleid bewegten Offiziers zu danken, daß wir ein Schachspiel erhielten, uns in so drückender Lage die Zeit etwas zu vertreiben. Es gewährte auch wirklich etwas Erleichterung. Struwe war, trotz seiner gewohnten Festigkeit, durch die Leiden seiner Frau offenbar sehr bekümmert. Um ihn zu erheitern, zog ich in launiger Weise eine Vergleichung zwischen unseren Nöten und den Erlebnissen, die der Apostel Paulus ausgestanden. Da ich früher schon mehr Gefangenschaft durchgemacht hatte als mein viel älterer Freund, so war ich imstande, persönliche Erfahrungen in biblischer Sprache vorzutragen, und er lachte dann herzlich inmitten all der täglichen Lebensgefahren.

Am vierten Tag wurde Struwe plötzlich vor das Standgericht gerufen. Während zweier Stunden kam er nicht zurück. Das Schlimmste schien geschehen zu sein.

„Ich war mittlerweile“, schreibt Amalie Struwe in ihren „Erinnerungen“, „in der peinlichsten Ungewißheit über das Schicksal meines Gatten. Karl Blind und mein Bruder spielten zusammen Schach, gleich als wollten sie mich über die Gefahr täuschen, in der sich mein Gatte befand. Doch ich wußte wohl, daß sein Leben auf dem Spiel stand.“

Nach dem Standrechtsgesetz war der Spruch auf „Schuldig“ innerhalb drei Stunden zu vollziehen. — Dann wurde ich ebenfalls vor das Standgericht gerufen. Das Verfahren war diesmal sehr kurz. Nach einigen Förmlichkeiten wurde ich gefragt, warum ich an der Leitung des Aufstandes teilgenommen.

„Um die Deutsche Republik zu errichten,“ antwortete ich, „und alle Ihnen bekannten Tatsachen sprechen klar für sich selbst.“

Nach einigen weiteren kurzen Fragen und Antworten ähnlicher Art wurde ich zurückgeführt.

* * *

Das Standgericht bestand zur Hälfte aus badischen und hessischen Offizieren, zur Hälfte aus bürgerlichen Richtern. Bei der Ausdehnung des Aufstandes konnte das Ausnahme-gesetz in dem Bezirk, in dem wir zeitweilig die Macht erlangt hatten, nicht vor dem Kampf in Stausen zur öffentlichen Kenntnis gebracht werden. Und da wir vor der Veröffentlichung zu Gefangenen gemacht worden waren, blieb eine rückwirkende Kraft der Verordnung ausgeschlossen.

Dies fühlte man am Hof zu Karlsruhe und in Frankfurt, dem Sitz des Reichsverweisers, des Erzherzogs Johann. Ein Versuch war daher in aller Eile von Frankfurt aus gemacht worden, die Entscheidung des Standgerichts durch Ab-fendung des Grafen Keller als Reichskommissär nach Müllheim zu beeinflussen. Die gedruckten Berichte darüber liegen in dem umfassenden Werk des ultramontanen Reaktionsärs Freiherrn von Andlaw vor, der dem Grafen Keller beigegeben war. Es erhellt aus ihnen, wie der Reichskommissär sich bemühte, die bürgerlichen Richter für ein Todesurteil zu gewinnen. Der militärischen Richter hielt er sich wohl sicher.

Graf Keller kam zum Zweck solcher Bearbeitung durch Karlsruhe. Während er sich dort befand, wurde angeblich im Namen einer Anzahl Bürgerwehrmänner der Landeshauptstadt, aber ohne Unterschrift, ein Schreiben an den Reichs-minister von Schmerling in Frankfurt gerichtet, worin „die baldigste Exekution dieser Rebellen“ gefordert war. Am selben Tag berichtete Graf Keller an Herrn von Schmerling aus dem Hauptquartier in Müllheim: „Wenn eine Ablieferung an die ordentlichen Gerichte erfolge, so werden Truppen und Be-völkerung durch eine solche Entscheidung des Standgerichts in die größte Aufregung versetzt werden, denn von beiden Seiten erwartet und wünscht man hier ein Todesurteil.“

Er mußte nachher mit Bedauern berichten, daß sich das Standgericht für „inkompetent“ erklärte wegen der nicht vor unserer Gefangennahme erfolgten Veröffentlichung des Aus-nahmegesetzes. Endlich war der Herr Graf sogar gezwungen, an den Reichsminister Schmerling zu berichten, daß „man im badischen Oberland im allgemeinen der republikanischen Staats-verfassung sehr zugetan ist“, daß man dort „offen von der Vorliebe für die Republik spricht“, daß „die Gefahr des Re-publikanisierens der Bevölkerung im südwestlichen Deutschland vorliege“, und dergleichen mehr.

Dies stimmte nun gar nicht mit seinen früheren Äußerungen. Der Umstand, daß außer dem badischen Heer, das sich im folgenden Jahr selbst für die Volkssache erhob, hessen-darmstädtische, kurhessische, württembergische, bayerische, öster-reichische und preussische Truppen eingerückt waren, kennzeichnete die wahre Lage überdies hinreichend.

Bei dem Standgericht, das in einem kleinen, düsteren Zimmer stattfand, wo die Richter vor einem Tischchen aus Tannenholz saßen, hatte sich Graf Keller in Person eingefunden, um auf sie einen Druck auszuüben. Die bürgerlichen Richter weigerten sich jedoch, das Gesetz, nach dem sie verfahren sollten, und das ohnedies ein von der Regierung auf eigene Faust erlassenes Ausnahme-gesetz war, auch noch zu beugen. Die Namen dieser bürgerlichen Richter waren: von Bodmann, Ober-hofgerichtsrat, Lugo und Bezinger, Mitglieder des Gerichts-hofes des Oberheinkreises. Hätte ein einziger von ihnen nach-gegeben, so wären wir erschossen worden. Die Namen der militärischen Richter waren: die hessischen und badischen Haupt-leute Diemar, Lichtenauer und Kuppert. Jenen drei bürger-lichen Richtern habe ich es zu danken, daß es mir später, trotz bitterster Erfahrungen in der Verbannung, doch noch möglich wurde, dem Vaterland, der Sache seiner Einheit und Freiheit, und seiner Volkswohl-fahrt nach Kräften einige Dienste zu leisten.

Im Lande der Vendetta.

Von A. Pitcairn-Knowles.

Etwa fünfzig Meilen von der italienischen und hundert Meilen von der französischen Küste, in unmittelbarer Nähe europäischer Zivilisationszentren, liegt in stiller Abgeschie-denheit, die der moderne Verkehr erst jetzt zu fördern beginnt, verkannt und vernachlässigt, das romantische Korsika. Dieses Inselparadies, das zu den schönsten Punkten der Erde gehört, blickt zurück auf eine Vergangenheit, so unheilvoll, so wild, so

barbarisch, daß jeder friedlich gesinnte Mensch, der sich in die Geschichte des Landes vertieft, schauernd zurückzucken muß, wenn ihm ein Bild von der erlittenen Not des armen Kor-sen-volks vor Augen geführt wird. Und an all diesem bitteren Elend ist die Vendetta, jene unglückselige Volkssitte der Blut-rache, schuld, die von einem Geschlecht auf das andere über-gegangen ist, die auch heute noch ihre Opfer fordert und die

in absehbarer Zeit nicht gänzlich auszurotten sein wird, falls nicht ganz andere Mittel angewendet werden als bisher, um diesem dämonischen Familienkrieg Einhalt zu tun.

Jene finstere Zeit allerdings, da Korrika einem riesigen Schlachtfeld gleich und ganze Familien durch Generationen hindurch sich gegenseitig auszurotten suchten, liegt, Gott sei Dank! Jahrhunderte zurück. Wir können es heutzutage kaum fassen, daß die Berechnung eines korrischen Geschichtsschreibers, nach der in der Zeit von 1359 bis 1729 330 000 Korrisen sich aus Rache gemordet haben, ihre Wichtigkeit haben sollte; erschienen doch die Ziffern des vergangenen Jahrhunderts, in dem innerhalb 31 Jahre — nämlich von 1821 bis 1852 — nach statistischen Angaben 4300 Morde verübt wurden, beängstigend genug. Man versuche, sich eine Vorstellung davon zu machen, was ein solcher Massenmord in einem Land, das erst um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts eine Einwohner-

zahl von 250 000 erreichte, zu bedeuten hat.

Man braucht aber in keiner allzufernen Vergangenheit nachzuspüren, um grauenregende Fälle der korrischen Vendetta zu finden; stießen doch noch im Jahr 1889 im Dorf Zicavo zwei feindschaftliche Parteien am Brunnen, wo die Frauen Wasser schöpfen, aufeinander und lieferten sich eine Schlacht, in der vier Tote auf der Balstatt blieben. Und auch heute noch fordert die blutige Sitte in jedem Jahr ihre Opfer.

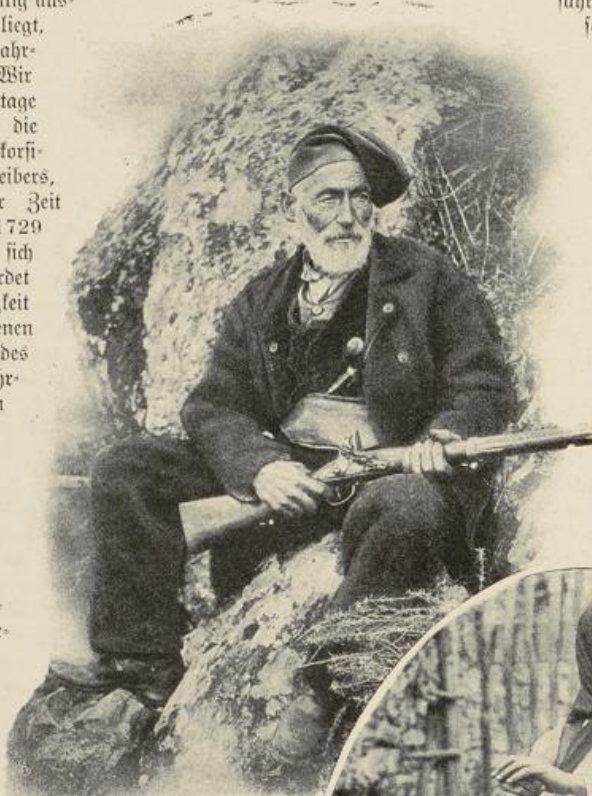
Und wie verhält sich die französische Regierung zu diesem frevelhaften Vorgehen ihrer Untertanen, die das Leben ihrer Mitmenschen nicht höher zu schätzen scheinen als dasjenige ihres Schlachtwiehs? Nun, sie hat versucht, das Übel durch Einführung eines Gesetzes aus der Welt zu schaffen, das für das versteckte Tragen einer Stichwaffe oder eines Revolvers schwere Gefängnisstrafen androht. Aber die Korris bekümmern sich herzlich wenig um dieses Verbot, und die Diener des Gesetzes sehen achselzuckend zu, wie die männlichen Bewohner der Insel oft mit Flinte, Dolch und Pistole gerüstet das Recht zum toten Buchstaben machen. Höchstens, wenn der Missetäter sich auf frischer Tat ertappen läßt, werden die Strafen, mit denen man den Leuten Angst zu machen sucht, verhängt. Wer die Verhältnisse in Korrika kennt, weiß, daß eine völlige Entwaffnung, wodurch die Vendetta am schnellsten auszurotten wäre, ein Ding der Unmöglichkeit ist. Solange die fast un durchdringliche Bergwildnis den Banditen, die einen Mord begangen haben, einen sichern Schlupfwinkel gewährt, solange

die Bevölkerung selbst die Verbrecher als Menschen behandelt, die eine heilige Pflicht erfüllen, und sie vor den Verfolgungen der Polizei zu schützen sucht, solange die französische Regierung der Zivilisation und der Kultur in Korrika nicht energischer die Wege ebnet, so lange müssen alle Menschen, die den Gefahren des Vendettakrieges ausgesetzt sind, bewaffnet sein, um sich ihrer Haut wehren zu können.

Es ist für den Fremden gewiß kein Leichtes, von einem Korris über die Vendetta, wie sie heutzutage noch besteht, Genaueres zu erfahren, und wer in das ängstlich gehütete Geheimnis einzudringen wünscht, wird gar manches Mal vergebens seine Fragen stellen. Denn die Blutrache ist für ihn eine Handlung, auf der eine Art religiöser Weihe ruht, und ungern offenbart er Fremden seine Gedanken darüber: er will das ihm Heilige nicht durch Erläuterungen entweihen. Wer sich nach den Auskünften der Eingeborenen richten wollte, könnte darum wohl zu dem Schluß gelangen, Korrika sei am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts frei von allen Vendettagebrüchen. Wer jedoch mit offenen Augen die Insel durchreist, wird sich gewiß eines andern belehren lassen. Das lange Dolchmesser mit den wenig Vertrauen erweckenden Inschriften, wie „Vendica l'honore!“ „Vendetta Corse“, „Morte al Nemico!“ leistet,

ebenso wie die Flinte und die Pistole, dem Bluträcher der Jetztzeit die gleichen Dienste wie seinem Vorgänger vor einem halben Jahrhundert, und die Banditen, deren Reihen sich allerdings immer mehr lichten, machen den Buschwald auch heute noch unsicher; daß es deren Hunderte gibt, wie mir ein in Korrikas innerste Geheimnisse eingeweihter anfassiger Deutscher anvertraute, ist freilich kaum glaubhaft; daß sie aber nicht gänzlich ausgestorben sind, diese Rächer vom Berge, hatte ich Gelegenheit festzustellen, als eines Tages ein Trupp Gendarmen in wilder Hast an mir vorbeijagte, um die Häuser der nächstliegenden Ortschaften nach einem der „banditi“ zu durchsuchen. Wie auch die Verhältnisse jezt sein mögen,

was ich während acht zum Teil im Herzen des Landes verlebter Wochen von den Charaktereigenschaften des echten Korris zu sehen bekam, das läßt mich daran glauben, daß, solange korrisches Blut in den Adern dieser Leute fließt, es nach jener graufigen Rache verlangen wird, falls die Kultur auf der niedrigen Stufe



Bandit.



Eine „Vendetta-Heldin“.

stehen bleibt, auf der sie sich jetzt befindet. Im Innern des Landes wenigstens herrschen noch heute Sitten und Gebräuche, die beweisen, wie tief die Heiligkeit der Blutrache in der Überzeugung des Korfen wurzelt. So ist es jetzt noch in dem berühmten Sartene üblich, dem neugeborenen Weltbürger den Glückwunsch zu überbringen. „Mögest du einem Flintenschuß zum Opfer fallen!“ Ja, den Eltern, deren Kinder einen ereignislosen Tod unter dem heimatlichen Dach oder sonstwo in ihrem Bett sterben, macht man die bittersten Vorwürfe, daß ihre Sprossen als Feiglinge geendet hätten.

Sie, denen das Schicksal den ehrenvollen Tod in blutigem Vendettakampf beschieden hat, feiert man wie anderswo die großen Volkshelden. Bis zum heutigen Tag hat sich nämlich der eigentümliche Brauch erhalten, daß man ihnen zum Andenken an der Stelle, wo die Leiche aufgefunden wurde, oder vielmehr in deren nächster Nähe dicht am Wegesrand, hölzerne Kreuze errichtet. Wer dem Verbliebenen nicht näher gestanden hat, küßt, wenn er an einem dieser Kreuze vorbeigeht, einfach den Hut oder bekreuzigt sich; die persönlichen Freunde und die Verwandten jedoch ehren den Toten dadurch, daß sie einen grünen Zweig sowie einen Stein vom Weg am Fuß des Kreuzes niederlegen und ein Gebet zum Himmel richten, in das nicht selten, wenn ein dem Clan des Ermordeten Zugehöriger am Kreuz Halt macht, grimme Nacheschwüre und Verwünschungen sich mischen. So wachsen allmählich die eigenartigen Widmungen der Totenverehrer zu großen Reifighäufen und steinernen Denkmälern heran, und jedesmal, wenn wieder ein Jahr dahin ist seit dem Todestag des Ermordeten, soll, korfischem Brauch gemäß, der Haufen verblichener Zweige in Asche verwandelt werden.

Während der Tote gefeiert wird und seine Mörder dem Mörder seine Schandtat heimzuzahlen geloben, erfreut sich der Missetäter, der sich als Bandit in die Bergwildnis geflüchtet hat, bei den Angehörigen seines Stamms und oft weit darüber hinaus des größten Ansehens. Er lebt oft zehn bis zwanzig Jahre lang in den einsamen Buchwäldern, bis seine Bluttat verjährt oder er dem Banditen-schicksal erliegt, vor den Sbirren und seinen Feinden in beständiger Flucht, von seinen Verwandten und Anhängern wenn möglich mit allem Nötigen versorgt; und, falls er will, vermag er aus seinem Hinterhalt in den Wäldern fortgesetzt das größte Unheil anzurichten,

solange die Kugel seiner Verfolger ihn nicht erreicht. Seine vielleicht aus geringfügiger Veranlassung hervorgegangene Ruchlosigkeit hat unter Umständen eine Generationen hindurch währende bittere Fehde zwischen ganzen Familien und Stämmen, die heutzutage erfreulicherweise nicht immer mit Blutvergießen ausgekämpft zu werden pflegt, zur Folge.

Viele Banditen haben die ganze Insel durch ihren Mut zur Bewunderung hingerissen, ja, so groß ist der Ruhm einiger gewesen, daß ihr Name noch im Mund der spätesten Nachwelt leben wird. Unter diesen sind die Bellacoscias, die sich mehr als 40 Jahre von 1848 bis 1892, erfolgreich gegen die bewaffnete Macht zu behaupten verstanden, die berühmtesten. Antoine und Jacques Bellacoscia, Söhne eines Ziegenhirten, beförderten 1848 einen Maire, mit dem sie unzufrieden waren, ins Jenseits und wurden Banditen. Vergebens strengte sich die Gendarmerie an, der Missetäter habhaft zu werden; bei jedem Treffen verlor sie Tote und zog den kürzeren. Das Volk, zum Teil aus Bewunderung, zum Teil unter dem Einfluß der Furcht, stand den Banditen bei, und sogar eine militärische Expedition brachte die Banditen nicht in die Gewalt der Regierung. Fast ein halbes Jahrhundert lang mordeten die gefährlichen Gesellen weiter, legten den Bewoh-



Korfianischer Waffenladen.

nern der Insel Steuern auf und übten ihren Einfluß auf die Wahlen — kurz, sie waren unbeschränkte Herrscher ihres Gebiets. Als ihnen gar im deutsch-französischen Krieg sicheres Geleit gewährt wurde, damit sie an der Spitze einer Kompagnie Freischaren in das Feld ziehen konnten, kamte die Begeisterung des Volkes keine Grenzen mehr, und es kam dazu, daß sogar der Präfekt von Korfi ihnen einen Besuch abstattete. Erst vor 14 Jahren ergab sich Antoine, der letzte der Bellacoscias, gegen die Zusicherung einer bedingungslosen Freisprechung und lebte noch vor einigen Jahren in Frieden unter seinen Landsleuten. Heute erblickt man in fast jedem Schaufenster

Macios das Bildnis dieses kühnen Vendettahelden, der in den verschiedensten Stellungen wiedergegeben, die Bildseite Tausender von Ansichtskarten schmückt, und neben Napoleon ist Bellacoscia in Korfi der gefeiertste Mann der Vergangenheit.

Ebenso wie die Vendetta und das Banditentreiben immer noch, wenn auch in weniger auffälliger Form und in weit geringerer Verbreitung fortbesteht, hat sich die eigentümliche korfische Totenlage, das Vocero, in einigen Gegenden erhalten, und



Weisse Bischöfe.



Totenklage am Sarg eines aus Blutrache Ermordeten.

das Vocero eines im Vendettakrieg Erschlagenen bietet einen besonders herzergreifenden Anblick. Noch jetzt lassen die weiblichen Verwandten des Getöteten mit aufgelösten Haaren unter lautem Schluchzen und Verwünschungen ihre wilden, verzweifelten Klage- und Lobeslieder an der Totenbahre erschallen. Man kennt Fälle, in denen kleine Knaben veranlaßt wurden, am Sarg von dem Blut des ermordeten Vaters zu trinken und gleichzeitig den Schwur zu leisten, den Getöteten später zu rächen; noch heute begegnet man zuweilen Frauen, die sich gelegentlich eines Vocero mit den Fingernägeln die Haut vom Gesicht heruntergekratzt haben und das blutige Gesicht als äußeres Zeichen ihrer Trauer zur Schau tragen.

Und diese furchtbaren, der Zivilisation hohnsprechenden Zustände, mögen sie, auch mit der Vergangenheit verglichen, schon einen gewaltigen Fortschritt zeigen, sind dafür verantwortlich zu machen, daß die meisten Reiselustigen immer noch das herrliche Korsika meiden, als ob eine Verührung mit diesem Fleckchen Erde den Gipfel der Wahnsinnigkeit bedeutete. Wer sich aber durch dieses leider tief eingewurzelte Vorurteil abhalten läßt, das schöne Eiland zu seinem Reiseziel zu machen, begeht einen großen Fehler. Um die öffentliche Sicherheit ist es nämlich in Korsika, was den Fremden anbelangt, besser bestellt wie in vielen Gegenden seines eigenen Landes, und von den Eingeborenen hat der Besucher des Koroneneilands, solange er sich nicht in die Angelegenheiten Anderer einmisch, nichts zu fürchten. Vielleicht will es der Zufall, daß der Reisende in Korsika mit einem echten Banditen zusammentrifft, aber nicht einmal diese Möglichkeit braucht den Wandersmann ängstlich zu stimmen, denn der Bandit ist mit ganz geringen Ausnahmen kein Verbrecher, der auf gemeinen Raub und Mord

ausgeht und der es wagen würde, einem Fremden was zuleide zu tun, sondern ein wildromantischer Schwärmer mit sehr entwickeltem Ehrgefühl, der unter dem Bann einer uralten Volksitte in wütendem, erbarmungs- und geschloßem Familienkrieg Verwandtenblut zu rächen gezwungen ist, ein Mann, den diese furchtbare Sitte und sein übertriebenes Gerechtigkeitsgefühl zu dem gemacht haben, was er ist — ein rachedurstiger, grimmiger Menschenmörder und zugleich ein gefeierter Liebling der Menge.



Gebet am Vendettakreuz.

Vorstellungen aus den Zeiten, in denen die Selbsthilfe das einzige Mittel zum Schutz gegen Unrecht war, hat die grausame Tyrannei der genuesischen Fremdherrschaft in diesem Volk unaussrottbar gemacht. Die Lüge, der Verrat, der Raub und der Diebstahl gelten bei diesen Leuten als verächtlich machende Verbrechen; der Mord des Beleidigers aber und seiner unschuldigen Brüder als heilige Pflicht.

Rebhühner!

Ein Studentenstreich, erzählt von Hans Arnold.

Ach, ihr seid ja allesamt Philister! — sagte der Onkel Geheimrat und trank sein Glas leer. Allesamt! wie ihr da um mich her sitzt! In der heutigen Jugend steckt kein Zug und kein Murr! Einen harmlos fidele Streich auszuführen, dazu hat keiner mehr die Courage — da waren wir andere Kerle! Manchmal ein bißchen reichlich unverschämt — das will ich gern zugestehen! — aber dafür verstanden wir es, uns mit Humor und auf eine lustige Weise aus der Patsche zu

ziehen, wenn wir mal drinsahen — ging es nicht anders, wie weiland Münchhausen am eigenen Schopf — und mußte man ein paar Haare lassen, so machte man sich auch keine Sorgen darum!

Wir fällt gerade zufällig eine Geschichte aus meinen Studentenjahren ein, die zu dem Thema paßt, die will ich euch mal aufstischen, falls ihr Lust habt, sie zu hören. Ja? also los!

Ich studierte dazumal in Berlin und hatte das Glück, daß „um die Ecke“ eine kürzlich verheiratete Schwester von mir

wohnte. Das war ja nun für mich sehr bequem, denn ging es in meiner Studentenwirtschaft mal knapp her, was bei Mufensöhnen in seltenen Fällen vorkommen soll! dann wanderte ich ohne Scham und Scheu zu dem jungen Ehepaar, ah mit, was sie hatten und nicht hatten, und entschädigte sie für das, was ich ihnen an guten Bissen wegnahm, durch meine lebenswürdige Gegenwart.

Ich muß hier vorausschicken, daß zu den wenigen — sehr wenigen menschlichen Schwächen, deren ich mir bewußt bin, von jeher die eine gehört hat — wenn man „Schwäche“ nennen will, was eigentlich nur eine besondere Feinheit der Geschmacksnerven ist — also daß ich die Schwäche hatte, gute Dinge lieber zu essen als schlechte, und daß mir mit einer Magenlabung leicht beizukommen war. Mein jugendlicher Appetit und eine gewisse holde Dreistigkeit unterstützten dieses angeborene Talent bis zur äußersten Vervollkommnung, und ich langte zu, wenn es mir schmeckte, ohne besondere Rücksicht darauf, was für den lieben Nächsten auf der Schüssel blieb.

Ob es die Folge dieser Eigenschaft war — ich will es nicht untersuchen — in jedem Fall bemerkte ich bald bei meinem Geschwisterpaar eine ganz verteilte Neigung, mir gute Extrabissen, die etwa ihre Tafel zierten, schenke zu verheimlichen. Ich kam öfter des Abends unerwartet dazu, wenn gerade der letzte Rest eines Pastetchens oder ein Spargelsalat auf dem Tisch stand, den ich in der Urgehalt nicht zu sehen bekommen hatte, auch hörte ich einmal mit meinen beiden, mir extra zu dem Zweck angewachsenen Ohren, wie mein Schwager zu seiner Frau die bissige Bemerkung machte: „Tu' die Gänseleberwürst weg, Mathilde; wenn Rudolf die in Angriff nimmt, ist morgen ein ganz besonderen Glücksfall noch ein Zipselchen davon übrig!“

Na, solche scheußliche Gesinnung mußte ja auch das lammfrommste Jünglingsherz mit tiefer Bitterkeit erfüllen, und sie straflos hingehen zu lassen, wäre gegen die einfachsten Befehle der Moral gewesen! Ich stellte mich zunächst arglos und ahnungslos, aber ganz im stillen wartete ich auf ein günstiges „Gelegenheitslein“, wie der Staar der Frau Hadwig im „Eckehard“, um den beiden die Sache „zu besorgen“, wie man so zu sagen pflegt. Und diese Genugthuung sollte mir bald durch eigenes Verschulden der Übeltäter werden. Ich wußte, daß ein Onkel meines Schwagers, ein reicher Gutsbesitzer aus Pommern, jedes Jahr zur Rebhühnerzeit die gute und zur Nachahmung gar nicht genug zu empfehlende Gewohnheit hatte, den Meinigen eine Sendung dieses edelsten aller Vögel zu schicken; den ganzen Sommer über hatte ich es an feineren und gröberen Hinweisen auf dieses zu erwartende erfreuliche Ereignis nicht fehlen lassen! Ich hatte nie versäumt, bei festlichen Anlässen mein Glas mit lebenswürdigem Gesichtsausdruck zu erheben: „Wie schön wird dieser vortreffliche Wein zu den Rebhühnern schmecken!“ Kurz — ich durfte nun mit gutem Gewissen sagen, daß ich in der wichtigen Angelegenheit nichts versäumt hatte, was immer ein recht beruhigendes Gefühl ist!

Da, eines Abends im goldenen September, gehe ich wieder einmal zu den Geschwistern, und aus irgend einem mir heut nicht mehr erinnerlichen Zufallsgrund — ich glaube, der Vorraum des Hauses wurde neu gestrichen — bediene ich mich der Hintertreppe, um hinauf zu gelangen. Meine Augen schweifen dabei planlos umher und sehen — o Freude ohne Grenzen und ohnegleichen — außen am geschwisterlichen Küchenfenster ein Bündel Rebhühner hängen, das ich in aller Geschwindigkeit auf fünf bis sechs Exemplare tarzierte. Der Anblick hätte mir fast Tränen der Glückseligkeit erpreßt. — Also, sie sind da, die lang' Ersehnten, und nun werde ich eingeladen! jubelte mein gefräßiges Studentenherz.

Ich beschloß, den Lieben nicht die hübsche Überraschung zu verderben, ihnen nicht den schönen Anblick zu mißgönnen, wenn eine zarte Freudenröte bei der schönen Wendung: „Komme morgen zu uns zum Rebhühneressen!“ meine männlichen Züge überglänzen würde, und ich betrat mit einer wahrhaft meisterhaft gespielten Unbefangenheit das geschwisterliche Wohnzimmer.

Die Unterhaltung wurde beiderseits aufs harmloseste eingeleitet: „Nun, wie geht's?“ — „Oh, ich danke.“ — „Hast du Nachrichten von Hause?“ — und dergleichen mehr, was man so als Alltagsgespräch und Alltagskost aufzutischen pflegt. Aber bei diesen gleichgültigen Fragen und Antworten sieht mein durch die Erwartung geschärfter Adlerblick, daß die Meinigen auch Unbefangenheit heucheln — und zwar bei weitem nicht so gut wie ich.

Ein gewisses, künstliches Lachen, das ich an meiner guten Schwester von unserer gemeinsamen Kinderstube her kannte, und das immer bestimmt war, eine begangene oder in kurzem zu begehende Schandtath zu verdecken und zu verstellen — ein irrer, mich nur flüchtig streifender Blick meines Schwagers — die beiden hatten etwas — das war mir klar — aber was?! Einen Augenblick zerbrach ich mir den Kopf darüber — denn die nächstliegende Lösung fiel mir absolut nicht ein! Ich verließ somit das Gebiet der ungelösten Rätsel, das ohnehin kein behaglicher Aufenthalt ist, und wartete mit allen Sinnen, mit jeder Fiber auf den Moment, wo die Freudenkunde: „Die Rebhühner sind angekommen, morgen kannst du sie mit uns verpeisen!“ den Dualen der Ungewißheit ein fröhliches Ende machen würde.

Aber Minute auf Minute verram — wir tranken Tee mit aller Gemütlichkeit — wirkehrten ins Wohnzimmer zurück — sahen um die sonst trauliche Lampe am runden Sofatisch. Die Unterhaltung war theils lahm, theils von künstlicher, hüpfender Lebendigkeit — aber das heißersehnte Wort „Rebhühner“ wollte sich nicht vernehmen lassen. Ich lauerte darauf, wie nur je ein verzauberter Märchenprinz auf die Formel, die ihn aus einem unelidlichen Bären zu einem goldschimmernden Königssohn machen soll — aber vergebens. Endlich ertrug es die gefolterte Seele nicht länger.

„Jetzt ist ja die Hühnerjagd in schönster Blüte!“ warf ich mit vortrefflich gespielter Nachlässigkeit hin, dabei den Gesichtsausdruck meiner Lieben scharf beobachtend. Ein blickartiges Zinkern mit dem Augensid, das sich mein Schwager leistete, entging mir ebensowenig wie ein flüchtiges Eröten seiner Gattin. Der Hausherr trällerte statt aller Erwidernng und ohne ersichtlichen Grund die damalige Tagesmelodie: „Herzliebchen mein unter dem Nebendach“ vor sich hin — meine Schwester sagte nur trocken und kühl: „Eben“ — ein Zweifelsber, aus dem sich ebensowohl nichts wie alles schließen läßt. Ich wagte noch zwei oder drei Versuche — ich streute die zum Hauptthema leitenden Worte: „Leibgericht“ — „Wacholderbeeren“ — ja sogar „Speck“ als Freudenblumen in das dürre, unfruchtbare Land der lahmen Unterhaltung — aber nichts verjing! Da plötzlich wurde es meinem arglosen Gemüt mit erbarmungsloser Deutlichkeit klar: die Elenden wollen mir das Eintreffen der Rebhühner verschweigen — die wollen sie ganz allein essen! Ein Moment lähmender, geistiger Startheit kam über mich — ich faßte solche bodenlose Verderbtheit zuerst überhaupt nicht! Aber dann fiel in die wohl vorbereitete Mine sichtlicher Entrüstung der Funken einer Idee: so etwas durfte nicht ungerochen bleiben — eine derartige Gemeinheit verlangt ihre exemplarische Bestrafung — und sollte sie haben, so viel an mir lag.

Nun hieß es aber vor allen Dingen, die Verbrecher sicher machen. Ich begann eine lärmende Heiterkeit zu entwickeln — ich parkierte und erzählte, was das Zeug halten wollte — ich setzte mich an den Flügel und stimmte ein gefühlvolles Volkslied an — und dabei arbeitete es in meinem gereizten Hirn wie in einer Maschinenwerkstätte. Fünf Rebhühner waren es wenigstens, die ich gesehen habe — große, schöne Kerle — und dazu laden sie ihren Bruder nicht einmal ein! Und bei dieser Vorstellung ergriff mich eine ungeheure Wehmut — ich brach mit einem schrillen Mißakford mitten in meinem Lied ab, schüttete eine fast vergessene Verabredung mit einem Studienfreunde vor, den ich in später Stunde von der Bahn holen sollte, und verabschiedete mich einigermaßen kühl — was immerhin menschlich war — von meinen nächsten Angehörigen.

Als ich, vom Schwager geleitet, an der Küche vorbeikam, sah ich durch die halb offene Tür des ruhigen Gemachs die mir wohlbekannte Köchin, die dicke Karoline, am Herd sitzen und die Rebhühner rupfen. Das Licht des Herdfeuers bestrahlte die behäbige, reinliche Alte — die grauen Federchen flogen um sie her durch die Luft — es war ein niederländisches Stilleben, das unter andern, mich nicht gemächlich so bewegendes Verhältnissen, nicht verfehlt hätte, in mir ein künstlerisches Wohlgefallen hervorzurufen. — Aber die schuld bewußte Hast, mit der mein Schwager die Küchentür schloß, und vor sich himmelmelte: „Die Tür soll nicht immer offen bleiben“, die doppelte Hast, mit der er mir das Haus aufschloß und mich hinausbeförderte, ließen den letzten Zweifel in mir ersticken, der mir noch vor Minuten zuflüstern wollte: Vielleicht laden sie dich doch morgen noch ein!

Ich ging mit den Gefühlen eines Staatsverchwörers die Straße hinunter — mit den Empfindungen eines Menschen, der sich klar ist, daß die bestehenden Verhältnisse durch einen Staatsstreich vernichtet werden müssen, aber sich noch nicht klar ist, wo der Hebel eingesetzt, wohin die Dynamitpatrone gelegt werden soll. Schlaflos — bei mir ein äußerst seltenes Ereignis — wälzte ich mich in meinem Bett, wie der bekannte Kurfürst von der Pfalz.

Die Hühner wurden heute abend gerupft — also sollten sie morgen gebraten und gegessen werden — Zeit ist nicht zu verlieren! murmelte ich voll maßlosen Ingrimm in mich hinein — ein Königreich für einen Einfall! Aber Einfälle kommen so wenig in den Mund geflogen wie gebratene Rebhühner! — Das Nächstliegende wäre ja gewesen, daß ich einfach am nächsten Tage zur Essenszeit mich zu den Geschwistern begeben, und als ungebetener Gast mich freudig ihren mir mißgönnten Tafelgenüssen zugesellt hätte, aber das war mir zu alltäglich, zu plump! Die Sache mußte raffiniert verlaufen! Träumend und sinnend vollendete ich meine Toilette, rasierte mich — ein damals noch bei mir recht überflüssiges Geschäft, das aber mit einer Gewissenhaftigkeit betrieben wurde, die mir, auf andere Ziele gewendet, die glänzendste Karriere garantiert hätte — und trat an den Frühstückstisch. Dort lag neben meiner Tasse eine Korrespondenzkarte — wir sagten noch nicht Postkarte — ein an und für sich unbedeutendes Blättchen, aus dessen Zeilen aber, wie ein Funkenregen, eine Fülle von Einfällen mir entgegenschlug.

„Lieber Rudolf,“ stand auf der Karte, „ich komme mit Hedwig heut mit dem Zuge 12 Uhr 45 Minuten auf dem Zentralbahnhof an, und wir laden dich freundlichst ein, um ein Uhr mit uns bei Dresselstein zu frühstücken. Herzlichen Gruß! Tante Alma.“

Ich sah — ich las — ich siegte — ich würde siegen — mein Racheplan stieg, wie ein Phönix aus der Asche, schön, jung und vollendet empor — ich wußte, was ich tun sollte und mußte!

Das Frühstück wurde in fliegender Hast beendet — dann schrieb ich ein liebevoll abgefaßtes Billetdoux an meine Schwester, in dem ich sie und ihren „lieben“ Mann einlud, um ein Uhr bei mir in meiner Junggesellenwirtschaft ein einfaches Frühstück mit den angemeldeten Verwandten einzunehmen. Als Gegenleistung ersuchte ich sie, sich um 12 Uhr 15 Minuten, eine halbe Stunde früher, als der Zug ankommen sollte — dies mit teuflischer Berechnung! — zum Bahnhof zu begeben, um die Tante Alma mit der reizenden Cousine — Cousinen von Studenten sind immer reizend — in Empfang zu nehmen. Dann sollte die ganze Gesellschaft, nachdem mein Ausbleiben mit den Pflichten des vielbeschäftigten Wirtes entschuldigt war, sich direkt nach meiner Wohnung begeben. Die einzige Bedingung, die ich stellte, war, daß niemand sich in der Küche meiner Wirtin, die sie mir zur Verfügung stellte, nachweis umgucken sollte oder überhaupt darin blicken ließe. — Denn ich hätte große Überraschungen in petto, mit denen ich mich für die Gastlichkeit des Geschwisterhauses einmal erkenntlich zu zeigen beabsichtigte. Ich fügte zum Schluß noch den feinen Satz hinzu: „Wollt

ihr die Sache als Picknick ansehen und einen kleinen Nachtisch als Beitrag liefern, so wäre das sehr nett, doch stelle ich es euch völlig anheim, da ich auch sonst genügend versorgt bin.“

Ich rechnete mir nun in fliegender Eile die Tatsachen her. Mein Feldzugsplan stimmte aufs Haar, wenn alles die Güte hatte, programmäßig zu verlaufen. Aber die Möglichkeit, daß dies nicht geschehen könne, ließ ich hier nicht zu Worte kommen. Das war meiner genialen Idee unwürdig!

Die Zeit, diese sonst so leicht beflügelte Göttin, schien mir an diesem denkwürdigen Morgen Bleisandalen angelegt zu haben — schwerfällig kroch der Zeiger um das Zifferblatt. Ich zitterte vor Gier und Freude, je näher die Stunde rückte, wo ich mein fuchswürdiges Vorhaben ins Werk setzen konnte.

Die Gnadenfrist, die ich innerlich meinen Teuern gesetzt hatte, verstrich ungenützt — es kam ein hocherfreutes Briefchen von meiner Schwester, worin sie für sich und ihren Mann die Einladung dankend annahm, und eine Paistorte als ihren „bescheidenen“ Beitrag zu dem fürstlichen Mahl verhielt. Hätten sie nun — noch in diesem letzten Moment — ein menschliches Nühren gefühlt, hätten sie gesagt: „Schön — wir kommen sehr gern, aber wir bringen die Rebhühner mit“, so wäre alles gut gewesen! Ehrlich gesagt, hätte es mich aber tief enttäuscht, denn ich freute mich nachgerade wie ein Spigbube auf das Gelingen meines höllischen Unternehmens.

„Sie wollen es ja nicht besser!“ sagte ich mit düsterer Entschlossenheit vor mich hin und traf meine Vorbereitungen.

Ich deckte ein allerliebstes Tischchen in meiner „Bude“ — ich plünderte das farbenreiche Gärtchen meiner alten Wirtin mit deren gütiger Erlaubnis um ein Drittel seines Herbstschmuckes und machte es so nett bei mir, wie ich es mit feinem Geschmack, Farbensinn und den sonstigen guten Eigenschaften, die ich mir ohne übergroße Bescheidenheit zurechnen durfte und zurechnete — also wie ich es mit diesen nur irgend machen konnte. Dann sah ich, die Uhr in der Hand, und wartete auf den Augenblick, wo meine Geschwister zur Bahn wandern mußten — jetzt war er da — jetzt waren sie fort — und das Feld rein und frei für jede Aktion meinerseits — nun los!

Mit Hechtsätzen flog ich die Treppe hinunter, mit Hechtsätzen die im Geschwisterhaufe hinauf, klingelte — wenn sie jetzt nicht zur Bahn gegangen waren — oder doch nur einer von ihnen! — wenn meine Schwester mir persönlich öffnete und fragend entgegenblickte — was dann? Ja, dann wäre ich eben an ihr vorbeigerast, sie schlimmstenfalls über den Haufen rennend, hätte die Rebhühner mit einem Griff an mich gerissen und wäre mit meinem Raub davongestürzt — mochten sie dann die Polizei hinter mir herschicken, das war mir nun schon einerlei!

Aber das launische Glück erwies sich mir heut als ein freundliches Geisteslein, das der gerechten Sache die Hindernisse wie Fliegen aus dem Wege scheucht — die dicke Köchin Karoline öffnete mir die Pforte und begrüßte mich mit jener Herzlichkeit, die ich mir durch häufige Trinkgelder und meine sonstigen, persönlichen Vorzüge bei ihr erworben hatte.

„Karoline,“ begann ich mit einer mir eigenen, reizenden Unbefangenheit, „ich bin den Herrschaften eben auf der Straße begegnet, sie lassen Ihnen sagen, Sie möchten sofort mit den Rebhühnern zu mir kommen, und sie bei mir braten — die Herrschaften wollen sie bei mir essen! Speck und Butter, und was sonst dazu gehört, bringen Sie sich natürlich mit“, fügte ich im Ton der Selbstverständlichkeit hinzu — denn ich sah gar nicht ein, wozu ich mir bare Auslagen machen sollte, wenn es nicht unbedingt nötig war.

Karoline, die sich schon auf einen köchernen Mittag gespißt hatte, verlängerte ihr holdes Antlitz zunächst, als wenn sie sich in einem Eßlöffel bespiegelte — aber ein Taler, den ich blutenden Herzens in ihre Hand gleiten ließ — Mache ist süß, aber teuer! — stellte das Ebenmaß ihrer Züge mit fast grotesker Schnelligkeit wieder her. „Ei warum denn nicht, junger Herr?“ sagte sie mit hergewinnender Freundlichkeit und machte sich sofort daran, die Rebhühner, die ich mit



Abschied.
Gemälde von M. Stokes.

Kenneraugen als jung, fett und bildschön feststellte, in ein blyfauberes Küchentuch zu hüllen und mit allen erforderlichen Ingredienzien hinter mir herzutragen. Ich rechnete, während ich mit diesem Liebesboten durch die Straßen schritt, innerlich die Kosten meines Unternehmens nach. Suppe — kann bei einem Frühstück als überflüssig gelten, somit fortfallen, ein kleines Borgericht stellt die hilfreich freundliche Konservenbüchse rasch und billig her, Braten und Nachtsisch liefern die Geschwister, ich kann mir noch zwei Flaschen Schaumwein leisten — wir haben ja heut erst den Fünften des Monats!

Und dem leichtsinnigen Entschluß folgte, wie den meisten seinesgleichen, die Tat — eine Viertelstunde später wirkte und schaffte Karoline in der Küche — brodelnder, würziger Dampf schlug an meine sehr angenehm berührte Nase — und in einem Eiseimerchen ruhten die beiden Silberköpfigen, die in ihrem verschwiegenen Innern die Funken des Frohsinns und der geselligen Stimmung heherbergen — allen Antialkoholikern zum Trost.

Karoline, in blendend weißer Schürze, kommandierte ein Heer freiwilliger Hilfstruppen, zu dem die Kinder meiner Wirtin in aller Eile und voll fieberhaften Interesses an dem ungewohnten Ereignis angeworben waren und alles anschneppten, was in meiner Junggesellenhäuslichkeit etwa noch zur Ausgestaltung des Festmahls fehlte. Ich stand, als tadellos kostümierter Gastgeber, inmitten meines Zimmers, rieb mir die Hände vor Bosheit und Gastfreundlichkeit und sah dem Eintreffen meiner lieben Verwandtschaft entgegen.

Da waren sie auch schon, die Tante mit der reizenden, wirklich reizenden Cousine und das ahnungslose Geschwisterpaar; mit freudigem Hallo und staunender Bewunderung meiner Talente als Arrangeur nahmen sie alles in Augenschein — die Sache hatte von vornherein Stimmung!

„Mein, ein zu netter Einfall von dir, Rudolf“, wiederholten sie einmal übers andere, ich schmunzelte nur und nicht so recht selbstgefällig nach allen Seiten.

„Nicht wahr, ich kann stolz auf meinen Bruder sein?“ meinte Mathilde und klopfte mich zärtlich auf die Schulter, was mir eine leise Beschämung eintrug, die sich aber rasch und rückhaltslos wieder in satanische Freude über meinen frechen Witj verwandelte. Ich machte die Tischordnung, mein Schwager führte die alte Tante, ich meine Schwester und das allerliebste Cousinchen. Das bescheidene Borgericht wurde mit freundlicher Anerkennung der spärlichen Studentenbörse nachsichtig hingenommen. Da öffnete sich die Tür, meine Wirtin brachte, mit einem Hochgefühl, als wenn sie die sämtlichen Rebhühner selbst ausgebrütet hätte, die Schüssel mit den braunen, duftenden Lederbissen hereingetragen.

„Nun seht nur den Jungen an!“ rief mein Schwager freudenoll; „seht uns hier Rebhühner vor! Du hast wohl im Schlaf das große Los gewonnen, Rudolf?“

„Es könnte sein!“ erwiderte ich diplomatisch und entfortete meinen Sekt. „Auf das Wohl meiner lieben, lebenswürdigen Gäste!“ sagte ich gewandt, „mögen sie noch oft, und unter für mich so angenehmen Vorbedingungen, meinen einfachen Tisch beehren! Sie leben hoch!“

Es war ein unendlich fideles Frühstück!

Ich steigerte die Frohlaune bei mir und den andern durch fleißiges Einschenken; als der Nachtsisch, süß und bräunlich, wie es der Vaisfertorte ziemt, erschien, verfehlte ich nicht, auf die

Meinigen als gütige Spender gebührend hinzuweisen, was ihnen einen abermaligen Loast einbrachte. Als nun gar noch Kaffee in kleinen Molkatäßchen erschien, war die Bewunderung vollkommen, und mein berechtigter Stolz kannte keine Grenzen mehr.

„Ja, nun will ich euch einen Vorschlag machen“, nahm mein Schwager, der heute vor Behagen und Seelengüte strotzte, das Wort, „Rebhühner sind etwas ganz Vorzügliches, das haben wir eben erprobt! Aber wenn es etwas gibt, was noch über Rebhühner geht, so sind es kalte Rebhühner, ich lade euch samt und sonders ein, heute abend bei uns kalte Rebhühner zu essen, die Karoline uns heute mittag braten sollte!“

„So?“ dehnte ich, ihn scharf fixierend, „ihr hattet Rebhühner? Ich dachte, dazu wolltet ihr mich einladen?“

Aber bei dieser unverschämten Anzapfung begann es mir doch ein bißchen unbehaglich in der Magengegend zu werden, jetzt kam der peinliche, verhängnisvolle Moment meiner Entlarzung, er nahte auf gestülpten, unerbittlichen Sohlen.

Die Schwester und der Schwager sahen sich und mich indes verlegen an. „Ja — wir hätten ja auch — und wir dachten eigentlich...“ Tante und Cousine lächelten verständnisinnig.

„Na!“ sagte ich, und blies mich voll Courage, „wir nehmen wohl alle die freundliche Einladung dankend an — aber dann rate ich euch, besorgt euch schnell Rebhühner, denn wenn die heute noch gerupft, gebraten und uns kalt vorgelegt werden sollen, dann wird's allmählich Zeit, und Karoline dürfte, wenn mich nicht alles trügt, auch nicht zu Hause sein!“

Meine Schwester sah mich mit wortlosem, starrem Erstaunen an. „Was heißt denn das?“ brachte sie endlich tonlos hervor.

„Das heißt“, rief ich freudestrahlend und nun wieder ganz Herr der Situation, „das heißt, daß ihr heut bei mir eure Rebhühner gegessen habt! Eure Karoline hat sie mit eurem Speck und eurer Butter bei mir gebraten! Habt ihr mich wirklich für so vernagelt gehalten, daß ich die lieben Vögelein nicht gestern in eurer Küche hätte rupfen sehen?“

Mein Schwager wollte wütend auf mich losfahren.

„Ruhe!“ — sagte ich mit Erhabenheit und Würde. „Ihr habt euch heute herrlich bei mir amüsiert — na, habt ihr's etwa nicht?“ Ich wartete einen Moment auf Widerspruch, der aber natürlich ausblieb. „Geessen hätten wir die Rebhühner ja doch!“ fuhr ich siegreich und jubelnd fort, „und wenn ihr eine Lehre bekommen mußt, so kommtet ihr sie unter keiner angenehmeren Form bekommen — ist das nicht wahr? Nächstes Jahr bin ich längst auf einer andern Universität, und wenn ihr da wieder Rebhühner eßt, werdet ihr bitterlich weinend sagen: ‚Ach, hätten wir doch unsern guten Rudolf noch hier — der aß so gern Rebhühner!‘ was in keiner Richtung ausschließt, daß ihr mir welche schicken dürft!“

Na — das Ende der Sache war ja vorauszusehen! Es erfolgte bei der zweiten Flasche Sekt, die ich klüglich für etwaige Fälle seelischer Verstimmung zurückbehalten hatte, ein feierlicher Versöhnungstrunk — die Tante holte ihrerseits nun ihre Einladung nach, und wir saßen abends als ihre Gäste seelensfroh im feinsten Restaurant. Ich war — recht verdientermaßen — der Herr der Situation und der Held des Abends.

Seitdem habe ich noch oft und viele Rebhühner bei den guten Geschwistern gegessen, und sie bei mir — aber so fidel wie an jenem Tage ist es selten dabei hergegangen.

Der Kampf gegen die Wanderbettelei.

Von Hans Ostwald.

Von der Romantik des Wanderlebens, wie sie Eichendorff in seinem „Taugenichts“ schildert, finden wir heute nichts mehr auf der Landstraße — wenn sie überhaupt jemals vorhanden war. Gewiß muß das schön gewesen sein: sieselnd die Landstraße entlang zu schwärmen, behütet von schönen und hochgestellten, wohlwollenden Frauen. Aber auch das ist sicher nur wenigen vergönnt gewesen.

Vielmehr dürfte es auch damals auf den Wanderwegen und in den Herbergen so ähnhlich zugegangen sein wie heute. Beweis dafür sind die Bagabundensjenern in Nestrons „Lumpaci Bagabundus“ und die Erlebnisje des großen Tragikers Hebbel.

Trotzdem bringt Eichendorffs „Taugenichts“ einen wunder schönen Zug aus dem Wesen des deutschen Volkes klar und liebevoll zutage:

die große Sehnsucht, in die Ferne zu schweifen — die Lust am Wandern, die in uns allen siedet.

Wir alle nehmen, wenn des Winters Schrecken vorüber sind, gern den Stock in die Hand und wandern vor das Tor, um zu sehen, ob die Knospen an den Bäumen schon gesprungen, ob die Sträucher schon grün sind und ob die Saat auf den Feldern keimt und wächst. Die erste Verhe, die wir hören, scheint wohlwollender zu klingen als mancher Künstler. Abends berichten wir wohl am Familientisch von den ersten Schneeglöckchen und den ersten Weissen.

Zur Nacht sind wir wieder heimgekehrt.

Es gibt aber viele im deutschen Land, die nicht zur Nacht heimkehren und heimkehren können: die armen Reisenden, die Landstreicher, die Handwerksburschen, die Wanderarmen, wie sie heute genannt werden. Denen will man jetzt Heime errichten, Wanderarbeitsstätten erbauen.

Bisher mußten sie in Wind und Wetter von Tür zu Tür wandern und sich ihren Lebensunterhalt mühsam zusammensuchen. Nur jene, die aus dem Bettel eine Kunst gemacht haben, die recht erbärmlich, verfloren und verhungert sich gebärden konnten, hatten es leicht und standen sich gut dabei. Bessere Menschen aber mußten bittere Not leiden. Gerade sie aber verdienten es nicht, ohne Hilfe zu bleiben. Unter ihnen war eine große Anzahl von Männern und Greisen und Jünglingen, die nicht durch eigene Schuld auf die Landstraße gekommen waren. Zahlreiche Statistiken aus vielen Landstrichen Deutschlands, aus Herbergen, Arbeiterkolonien und aus Gerichten und Arbeitsnachweisen haben längst festgestellt, daß der Bedarf an Arbeitskräften heute hier, morgen dort stärker ist, und daß, um der Nachfrage genügen zu können, ein fortwährendes Hin- und Herwandern nötig ist. Gewiß, viele hat auch der Leichtsinne oder irgend ein Verbrechen oder Vergehen gegen das Gesetz entwirrt. Viele andere wieder gehören zu denen, die nicht mehr recht leistungsfähig sind oder es nie gewesen waren; die werden in den Zeiten des schlechteren Geschäftsganges eben einfach entlassen. Und für manche bringt der Weihnachtstisch die böse Zeit, in der keine „Saison“ ist; besonders geht es den in der Bekleidungsindustrie Beschäftigten so.

Auf diese Weise kommt es, daß im Winter nicht nur die Wärmehallen und Asyle der Großstädte überfüllt sind; auch draußen in der Provinz sind die Herbergen stärker besucht als im Sommer. Und im kalten Regen, im scharfen Schneesturm, im schneidenden Ostwind müssen diese Mittellosen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf wandern.

Einige werden vielleicht durch die Strapazen abgehärtet. Mehr aber leiden darunter und büßen Arbeitskraft, wohl auch Arbeitslust, ein.

Da es aber nun um jeden Menschen zu schade ist, der zugrunde geht, will man ihnen jetzt Arbeit, Essen und Trinken und alles, was zur Leibes Nahrung und Notdurft gehört, besonders ein warmes Obdach, geben. Doch sollen sie es nicht geschenkt bekommen. Ein solches Geschenk würde ja alles wieder verderben, was man gutmachen will. Sie sollen sich ihren Unterhalt selbst verdienen. Sie sollen arbeiten. Man will ihnen Wanderarbeitsstätten bauen.

Schon lange sind viele ernste Männer, die ihr Leben den Armen und Elenden gewidmet haben, damit beschäftigt, den Wanderbettelern und wandernden Arbeitslosen Heimstätten zu errichten. Berthes fing vor mehr als fünfzig Jahren an, die Herbergen zur Heimat zu bauen, von denen wir fast fünfhundert im Deutschen Reich haben. Aber diese Herbergen können nichts schenken und bieten Nahrung und Unterkunft nur gegen Bezahlung. Die Wanderer müssen also von ihren Spargroschen zehren oder Mutter muß ihnen — wohl gar heimlich — manchen Taler nachschicken, oder aber sie müssen sechsen gehen.

Das Betteln ist jedoch für den Geber sowohl als auch für den Nehmer ein recht zweischneidiges Schwert. Das sah man vor etwa dreißig Jahren zum erstenmal gründlich ein.

Die vielen sozialen Neubildungen, die damals im neuen Deutschen Reich sich verbreiteten und auch schon durchgesetzt hatten, verlangten auch nach Änderung im Fürsorgewesen. Die Innungen, die früher für die wandernden Handwerksburschen gesorgt hatten, konnten allein nicht mehr die Not bewältigen. Die übliche „Schente“, die sie gaben, reichte nicht aus. Und der Gesellen, die mit dem altväterischen Gewerkspruch in des Meisters Tür traten, wurden zu viele. Als nun gar vor dreißig Jahren der Krach nach den Gründerjahren viele Menschen brot- und heimatlos machte, die überhaupt keiner Innung mehr angehörten, traten hilfsbereite Männer und

Frauen zusammen und gründeten die Vereine gegen Verarmung und Bettelerei. Die Hilfsbedürftigen brauchten nun nicht mehr mit gezogenem Hut von Tür zu Tür zu gehen und demütig um eine kleine Gabe flehen, sondern sie bekamen eine größere Gabe von einer Stelle. Da die Vereine aber nur örtlich wirkten und oft auch die gereichte Gabe mißbraucht, in Schnaps umgelegt wurde, so bildeten sich vor ungefähr fünfundsanzig Jahren Organisationen, die sich über ganze Landstriche erstreckten: die Verpflegungsstationen. Die Wanderarmen erhielten abends, wenn sie zugereist kamen, Suppe und Brot, bekamen ein Nachtlager, morgens einen Zubisß und an manchen Stellen auch ein Mittagessen, sie mußten aber dafür ein paar Stunden arbeiten: Gras schneiden, Steine klopfen, Holz zerkleinern, Straßen kehren oder was sonst an ähnlichen einfachen Arbeiten nötig war.

In vielen Provinzen und Landesteilen des Deutschen Reiches wurden die Stationen eingeführt. Auch wurden mit einigen hundert Stationen Arbeitsnachweise verbunden, um die Arbeitslosen in Arbeit bringen zu können. Aber weil sie nur ein Anfang und nichts Vollkommenes waren — in vielen Verpflegungsstationen mußten die müde einkommenden und auch oft durchnässten Wanderer in kalten Ställen auf Pritschen und im Stroh schlafen, ohne ausreichendes Essen zu erhalten — so gingen sie zum größten Teil wieder ein. In Württemberg, wo sie entstanden waren, gibt es schon seit Jahren keine mehr. Nur in Westfalen, Baden, Bayern, Schlesien und in einigen östlichen Provinzen sind einige Landstriche mit Stationswegen überzogen. Viele Gründe sprachen gegen sie. Vor allem verminderten sie in den Zeiten des schlechteren Geschäftsganges nicht die Zahl der Wanderarmen. Und das fürchtbare Laufen in Wind und Wetter von Station zu Station blieb.

Wie oft kam es vor, daß arme, schlecht gekleidete Wanderer bis auf die Haut durchnässt des Abends einkehrten — oder andere mit hartgefrorenen Hosen durch den Schnee angewatet kamen.

All diese Unzulänglichkeiten und manche andere Ursachen führten dazu, andere Vorkehrungen für die Wanderarmen zu treffen. Größere Bezirke sollen einige Arbeitsstätten für sie einrichten, in denen die mittellosen Wanderer abwarten können, bis ihnen eine freie Arbeitsstelle angeboten wird. So brauchen sie sich nicht mehr unnützlich der Unbill der Witterung auszusetzen und können sich ihren Unterhalt verdienen. Ist es nötig, daß sie eine größere Strecke zurückzulegen haben — etwa von dem Ort, wo sie mittellos wurden, bis zum Ort der Wanderarbeitsstätte oder von dort bis zu ihrer neuen Arbeitsstelle — so sollen sie mit der Eisenbahn befördert werden.

In der Gegend von Siegnitz und in der Nähe von Bielefeld in Westfalen sind solche verbesserten Verpflegungsstationen schon eingeführt worden. Die armen Reisenden müssen in ihnen stärker arbeiten als früher. Aber sie bekommen auch besseres und reichlicheres Essen und ein wohlwollenderes Nachtlager. Merkwürdigerweise aber bot sich nur selten Gelegenheit, die Eisenbahn zu benutzen. Vor allem aber: die Wanderer wollten gar nicht immer fahren. Sie zogen das Wandern, wenn es auch oft beschwerlich war, dem Fahren vor. Und nur ein Zehntel aller, die in die meist recht freundlich mit Familienzimmer, das als Ess- und Aufenthaltsraum in den Mußestunden dient, mit Schlafsaal, Holzofen und Arbeitsschuppen eingerichteten Wanderarbeitsstätten einkehrten, blieben länger als einen Tag.

Das weist doch auf eine vor nichts zurückschreckende Wanderlust hin, die das deutsche Volk beherrscht, die ihm zur zweiten Natur geworden ist, und die berücksichtigt werden muß.

So dürfte das Bielefelder System, das neben den Wanderarbeitsstätten größerer Orte — wo die Wanderarmen mehrere Tage rasten und sich im Holzofen, beim Steinklopfen oder im Schreibezimmer, das für feinere Stubenarbeiter eingerichtet ist, das Notwendige zum Leben verdienen können — auch ein Netz kleinerer Stationen vorsieht, wohl das praktischste sein und den Anforderungen aller am besten entsprechen. Der Arbeitsnachweis ist noch lange nicht genug entwickelt, als daß die Arbeitssuchenden und die nach Arbeitskräften verlangenden Fabrikanten und Meister die Umschau, das Umfragen nach Arbeit entbehren könnten. Selbst aber wenn der Arbeitsnachweis, der zu seiner Entwicklung und Vervollkommenung noch Jahrzehnte braucht, schon besser funktionieren würde, so müßte bei der Errichtung der Wanderarbeitsstätten doch auf die Eigentümlichkeiten des deutschen Volkes Rücksicht genommen werden. Was wäre es ohne das Wandern! Das Wandern ist die Poesie im deutschen Volksleben. Das Wandern gehört zum Deutschen.

Eugen Gura. (Zu dem nebenstehenden Bild.) In seiner Villa in Aufkirchen bei Starnberg ist Eugen Gura am 26. August nach langen, unendlich schwerem Todeskampf gestorben. In der ganzen gebildeten Welt wird diese Nachricht aufrichtige Trauer erwecken, ist doch Eugen Gura sein eigener Ruhmestträger gewesen, so weit Musik die Herzen höher schlagen läßt. Eugen Gura war Böhme von Geburt, er wurde als Kind eines Volksschullehrers am 8. November 1842 in Preßern bei Saaz geboren. Die Wahl des Berufs war für den vielseitig begabten Knaben nicht leicht, waren doch Lust und Talent gleich groß für Zeichen wie für Musik, und diesen künstlerischen Neigungen stand als dritter Faktor der Wille des Vaters gegenüber, der aus dem Jungen einen Mechaniker machen wollte. Dieser Vaterwille war vorläufig ausschlaggebend: Eugen Gura bezog die Technische Hochschule in Wien. Doch gerade während dieser Studienzeit wurde infolge früherer Eindrücke die Lust zur Kunst so übermächtig in ihm, daß er nach einer Auseinandersetzung mit dem Vater 1862 als Schüler in die Münchener Akademie eintrat. In der Gesellschaft der Künstlerkreise ward man auf Guras hübsche Stimme aufmerksam, man riet ihm, sie ausbilden zu lassen, und Gura gab, durch Sachverständige ermutigt, die Malerei auf, um sich nun ganz der Musik zu widmen. Er hatte es nicht zu bereuen! Im Anfang freilich trat er nicht besonders hervor, weder im Münchener Hoftheater, noch in Breslau. Erst in Leipzig, wo er von 1870—76 tätig war, begann sein Stern zu steigen, und 1876 sang er in Baireuth zum erstenmal den Gunther in der „Götterdämmerung“. Im selben Jahr nahm er ein Engagement ans Hamburger Stadttheater an, wo er bis 1882 auf der Höhe seiner Kunst tätig war, um dann endgültig ans Münchener Hoftheater zurückzukehren. Dort wirkte er bis 1902, aber der Schwerpunkt seines

Könnens verlegte sich doch mehr und mehr auf den Konzertgelang, und auf diesem Gebiet, als Lieder- und Balladenfänger, hat Eugen Gura die größten Triumphe gefeiert.

Blitzableiter aus Strohseilen. Weil's der Titel einer „wissenschaftlichen“ Schrift ist, die erst vor 85 Jahren in Leipzig erschien, mag mir's verziehen werden, daß ich von dieser vergessenen Strohidée hier rede. Ihr Erfinder war der „Apotheker des Königs von Frankreich zu la Rochelle“, Monsieur La Postolle. Mit gelehrter Breite redet er in seinem Buch, das zugleich in Deutschland und Frankreich erschien, von dem Wesen der Elektrizität und von der Eigenschaft des Strohhalms, durch statische, sogenannte Reibungs-Elektrizität angezogen zu werden. Da Blitz und Hagel (!) elektrische Erscheinungen seien, meint La Postolle, könne man aus nichts billigere Blitz- und Hagelableiter herrichten, als aus — Strohseilen. Bis in die kleinsten Einzelheiten kopiert er den Franklin'schen Blitzableiter von 1749, nur daß er in seinem Wahn statt der leitenden Metalle nichtleitendes Holz und Stroh nimmt. Doch wie so manche Narrheit, so machte auch diese Schule; die Pariser und die Leipziger Akademie nahmen das neue Problem vor, und die langen Zöpfe baumelten lange zwischen dem entscheidenden Ja oder Nein. Endlich sagte man in Paris „Nein“, dann auch in Leipzig. Ein sächsischer Privatgelehrter aber verteidigte den Strohhelgedanken noch lange. Wir lächeln über den Mann, und doch macht's mancher unter uns nicht besser als jener, wenn er sich als Spekulant unvorbereitet auf unbekannte Erfinderwege begeben will.



Goldphot. v. Sieber, Berlin.

Eugen Gura †.

Die Tuckettpasshütte. (Zu dem untenstehenden Bild.) Am 23. August wurde die am Westabhang des Brentamajfids, vor dem Brentagletscher gelegene Hütte des Berliner Alpenvereins, die unser



Die neue Tuckettpasshütte des Berliner Alpenvereins in der Brentagruppe.

H. Müller, Eigen phot.



N. Mittel. Futum, phot.

Die kleinste Schule der Welt.

Bild wiedergibt, bei herrlichstem Wetter dem Verkehr übergeben. Etwa 200 Festgäste waren von Madonna di Campiglio herübergekommen auf dem prächtigen, promenadenartigen Weg, gegen 11 Uhr war alles um die Hütte verlammet, in der es, nachdem der eigentliche Festakt vorüber war, sehr lustig zuging. Von der neuen Hütte aus gelangt man in einer Stunde über den Westabhang der Brenta zur Bocca Tuffet, dem Tuffetpaß, 2656 Meter hoch, der der Hütte den Namen gegeben hat. Ein wundervoller Blick in die Eiswildnis der Prejanella-Adamelloberge lohnt den Aufstieg.

Die Robinsoninsel. (Zu untenstehenden Abbildungen.) Wie manche jugendliche Phantasie hat sich an ihr erhist, wie manches tatendürstige Luifantenerz hat höher geschlagen beim Namen „Robinsoninsel“! Und nun soll — wenn man einer bezüglichen Drahtnachricht glauben darf — das Meer sie verschlungen haben, nun soll das Erdbeben von Südamerika, das ganze Städte vernichtet, auch sie hinabgerissen haben! Vulkanische Kräfte haben sie einst hervorgebracht, vulkanische Kräfte sollen sie zerstört haben — unser Bildchen gehört also vielleicht der Vergangenheit an! Die Robinsoninsel (Mas-a-tierra), die durch



Karte der Juan Fernandez-Inseln.

des Engländers Defoe Buch: „Robinson Crusoe“ in der ganzen Kulturwelt berühmt geworden ist, gehörte mit den Inseln Mas-a-fuera und der Sta. Clara- oder Ziegeninsel zu einer Gruppe von drei vulkanischen Inseln, die den Sammelnamen Juan Fernandez tragen und ungefähr 600 Kilometer von der chilenischen Küste entfernt, im Großen Ozean liegen und zur Provinz Valparaiso gehören. Diese Inseln — deren Lage unsere kleine Karte bezeichnet — waren meist unbewohnt, sie haben nur vorübergehend als Strafkolonie und als Aufenthaltsort großer Rinderherden und ihrer Besitzer gedient.

Deutschlands kleinste Schule. (Zu der obenstehenden Abbildung.) Unser Bildchen führt uns nach Süderoog, auf die kleine, vom Meer umbrauschte Hallig, die nur von einer einzigen Familie bewohnt wird, von Martin Paulsen und den Seinen. Gewiß hat es für den aus Kiel stammenden 25-jährigen Lehrer Arp zuerst einen Entschluß bedeutet, in die Weltverlassenheit und Stille der Hallig

zu gehen, aber heute fühlt er sich wohl dort — ein halbes Jahr der Einsamkeit und des freudigen Wirkens haben ihm das Inselchen zu einer Heimat gemacht. Freilich — anders werden diese Schulstunden mit den beiden einzigen Schülern wohl sein, als er sich's im Seminar zu Ederförde einst gedacht; in der engen Gemeinschaft kommt der Freund und Berater und Spielgenosse gewiß mehr zum Vort als der Lehrer!

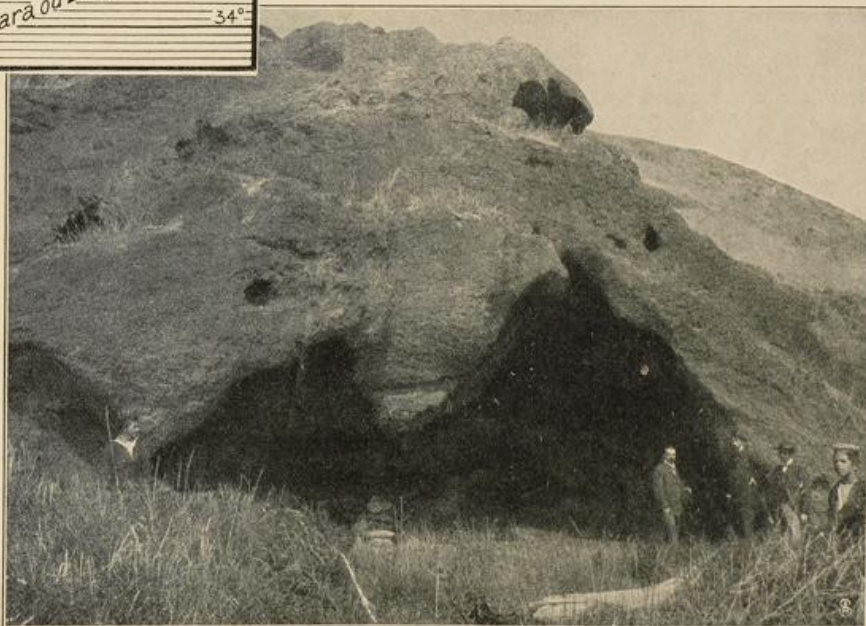
Mozarttafel. (Zu dem untenstehenden Bildnis.) Nachdem das Geburtshaus von Mozarts Mutter dank den Nachforschungen des k. k. Bezirksrichters Dr. Anton Wähig in St. Gilgen am Ober- oder Wolfgangsee im Salzburgischen nun zweifellos festgestellt worden ist, wurde am 16. d. Mts., zu Ehren von Mozarts 150. Geburtstag, an dem Haus eine Gedächtnistafel enthüllt, die die Köpfe von Mozarts Mutter und seiner Schwester „Nannerl“, die 17 Jahre dort gelebt hat, in porträtähnlicher Relie芳arbeit zeigt. Das „Nannerl“ war nur etwa fünf Jahre älter als der Bruder und zeigte ebenfalls schon in frühester Kindheit hervorragende musikalische Begabung, so daß sie schon als Elfjährige an Konzerten teilnahm. Sie war später vermählt mit dem salzburgischen Hofrat Johann Baptist Reichsfreiherrn von Berchtold zu Sonnenburg, dessen dritte Frau sie wurde, nahm dann als Witwe in Salzburg Aufenthalt und erteilte wieder Klavierunterricht. Von Mozarts Mutter weiß man nur wenig, sie ordnete sich dem Gatten völlig unter, mit dem sie einunddreißig Jahre lang in glücklicher Ehe vermählt war. Es ist dem Künstler, dem bekannten Wiener Bildhauer Jakob Gruber, gelungen, mit dieser Gedenktafel ein sehr sympathisches Werk zu schaffen, das ungeteilten Beifall findet.



Bürthe & Sohn, Salzburg, phot.

Gedenktafel am Geburtshause der Mutter Mozarts in St. Gilgen am Obersee. Ausgeführt von J. Gruber in Wien.

Merkwürdige Bräuche beim Hausbau. In einer Studie über Volksüberlieferungen der Völkern teilt der bekannte österreichische Folklorist Prof. Raimund Raindl merkwürdige Bräuche mit, die dieses rutenische Volk bis zum heutigen Tag beim Bauen des Hauses übt. Die Bräuche sollen dem Hause Glück sichern und Unglück fernhalten. Auf die Ecken der Unterlagspfosten legt man zunächst Brote, zwischen die Zapfen und Lager der Hölzer Knoblauch, allerlei Kräuter (namentlich Basilikum) und Geld, vermutlich, um so symbolisch den Wunsch auszusprechen, es möge dem Hause nie an diesen Dingen gebrechen. Am nächsten Morgen wird nachgesehen, ob die Brote auch noch alle an ihrem Platz sind. Ist eins verschwunden, so gilt das als böses Omen, und dem Hause



Die Höhle des Robinson Crusoe (Alex. Seltirk) auf der Insel Mas-a-tierra.

wird eine andere Lage gegeben. Niemals baut man ein Haus an einer Stelle, über die einmal ein Weg hinwegging; man würde sonst „auf die Spur des Teufels kommen“. Holzstämme, die der Sturm niederwarf, dürfen nicht zum Bauen benutzt werden: sie sind unrein, denn der Sturm ist ein Werk des Teufels. Ist das Haus fertig, so bleibt über dem Vorhaus das Dach noch ungedeckt („wird nicht mit Stroh benäht“, wie die Vögel sagen), damit durch diese Öffnung „alles Böse herausfliehe“. Bevor man in das neue Haus einzieht, muß ein Hahn es für eine Nacht bewohnen. Kräht der Hahn am Morgen wie gewöhnlich, so kann man ohne weiteres einziehen. Unterläßt er aber sein Krähen, so ist das von über Vorbedeutung; offenbar hat ihn der Böse erschreckt. Will man späterhin den Grundplan des Hauses ändern, so wird man zwar die Länge, niemals aber die Breite verändern dürfen: das würde Krankheit, ja selbst den Tod des Besitzers zur Folge haben. Wird ein Haus abgetragen, so scheidet sich jedermann, den Dien und Herd abzutragen. — Natürlich bröckelt heut überall hier und da etwas von diesen Bräuchen ab, und in dem Aufstellen eines hölzernen Kreuzes auf dem Bauplatz kommt allmählich schon christliche Sitte zur Geltung.

Der König der Lüfte.

(Zu dem nebenstehenden Bild.) Mehr und mehr wird er durch die fortschreitende Kultur aus dem bebauten Land verdrängt, weiter und weiter zieht er sich zurück in die Unzugänglichkeit der Felsgipfel, in

das Geßlitz der Klippen am Seegeßade, der „König der Lüfte“, der majestätische Adler. Nur selten einmal gelingt es noch einem deutschen Jäger, solch edles Wild zu erjagen — um so größer war die Freude und der Stolz des Försters Nühle aus Bergten, als er gelegentlich eines Revierganges am pommerischen Ostseestrand den Prachtadler unseres Bildes erbeutete. Prachtadler! *Aquila fulvescens*! Er verdient seinen Namen, der königliche Vogel, dessen mächtig klaffende Schwingen ein goldenes, zwischen sabbellgelb und orange schillerndes Gedeckel tragen. Man hielt ihn um dieser wundervollen Färbung willen für das Exemplar einer seltenen Raubvogelart, mag es aber doch wohl mit einer auffallenden Farbenabweichung des Großen Schreiadlers zu tun gehabt haben.

Der Kromarograph. (Zu dem nebenstehenden Bild.) Unser Bild gibt eine Erfindung wieder, die geeignet ist, Komponisten und solchen, „die es werden wollen“, ein gut Teil mechanischer Arbeit abzunehmen, um ihre musikalischen Eingebungen im Augenblick des Entstehens schon sichtbar festzuhalten, so daß nicht, wie bisher, auf dem Weg vom Gedanken zum Notenblatt oft das Beste, Partielle verloren geht. Der Erfinder dieses nach ihm benannten Kromarographen, Herr Laurenz Kromar aus Wien, war ursprünglich Kanzleiratsspraktikant am Wiener Magistrat und gab nebenbei Unterricht in Realschulfächern, hatte also mit der Musik eigentlich gar nichts zu tun. Durch einen Zufall lernte er damals den neunjährigen Felix Mottl kennen, der ihm sagte, wie schwer und mühselig das Notenschreiben doch sei. Das gab den ersten Anstoß zur Erfindung des Apparates, der nun, nach drei Jahrzehnten des Grübelns und Versuchs, vollendet ist. Die Fortschritte der Elektrotechnik haben wesentlich zum Gelingen des Vorhabens beigetragen, denn der „Kromarograph“, der die Größe einer Schreibmaschine hat und an jedem Klavier oder Harmonium angebracht werden kann, wird mit einer elektrischen Lichtanlage in Verbindung gebracht und

gibt dann in deutlicher Schrift fehlerlos wieder, was vom Künstler gerade gespielt wird. Sogar die Ritardandi und Accelerandi sind von dem Papierstreifen, den der Apparat selbsttätig im Fünflinien-system liniert, abgelenkt.

Anstatt der Notenlöcher zeichnet der Kromarograph lange und kurze Striche, die dann mit Leichtigkeit in die moderne Notenschrift übertragen werden können. Der sinnreiche Apparat erleichtert also nicht nur die mechanische Arbeit, sondern hält auch während des Komponierens und Phantasierens jede musikalische Nuance und Eigenart fest, ehe sie dem Gedächtnis entweichen kann.

Karl Blind, der belannte Politiker und Schriftsteller, beging am 4. September d. J. seinen 80. Geburtstag. Er wurde in Mannheim geboren und schon als Heidelberger Student in die politischen Unruhen hineingezogen. Seine Erlebnisse als Anführer der Straßburger Freischaren, seine Gefangennahme und Kafemattenhaft beschreibt er spannend in drei Artikeln, deren ersten die Leser in dieser Nummer finden. Nach kurzem Aufenthalt in Paris und Brüssel war er in London als Journalist der demokratischen Presse tätig. Karl Blind hat stets eine nationale Gesinnung verwahrt eine der



Karl Blind.

stürmisch bewegten Zeit. Und wenn die Schar derer, in deren Reihen er einst für Freiheit und Einheit gekämpft, auch nicht mehr allzu groß, ein jüngeres Geschlecht an ihre Stelle getreten ist — der Name Karl Blind hat doch auch heute noch seinen bedeutungsvollen Klang. Möge dem großen Freiheitskämpfer nach allen Stürmen ein friedvoller Abend bestimmt sein.

Die heilige Pfeife der Arapaho-Indianer. Die heidnische Partei der nordamerikanischen Arapaho-Indianer hat dem Baseler „Missions-Magazin“ zufolge eines ihrer angesehensten Stammeshäupter verloren, den großen „Winkelbär“, der als Bewahrer der „heiligen Pfeife“ weit über die Stammesgrenzen hinaus im ganzen Indianergebiet bedeutendes Ansehen genoss. Diese heilige Pfeife soll der Sage nach dem ersten Menschen von dem „Fremdling von oben“ mit dem Bedeuten geschenkt worden sein, daß, solange die Pfeife in Ehren gehalten würde, es den Arapaho gut auf Erden gehen würde. Am Ende der Winterjahre aber, d. h. am Ende aller Tage, werde die heilige Pfeife verschwinden, und alle verstorbenen Arapaho würden von den Toten zu neuem Leben auferstehen. Dieser uralten Überlieferung gemäß bildete die heilige Pfeife die kostbarste Stammesreliquie. Wenn sie wanderte, wanderte die ganze Nation, und wo sie sich niederließ, gründete man eine neue Ansiedlung. In Gegenwart des ganzen Stammes wurde der jeweilige Hohepriester zum Hüter der Reliquie geweiht und bei diesem Kultakt ein Indianer getötet, dessen Herz der Gemeinthe verzehren mußte. In dem „Winkelbär“ ist nun der letzte der also Geweihten gestorben, und da die Einsetzung eines Nachfolgers nicht mehr nach dem uralten Ritus erfolgen darf, wird jedenfalls auch die heilige Pfeife viel von ihrem Nimbus einbüßen. Sie erfreut sich übrigens nicht nur in den Kreisen der Indianer, die scharenweise aus Kalifornien und dem Norden zu den Wigwams der Arapaho pilgern und die Pfeife den „Wagen Gottes“ nennen, weil sie glauben, daß durch ihren Zauber die Seele des Sterbenden geradeswegs in die „heimatlichen Gefilde“ eingehe, des höchsten Ansehens, sondern auch die amerikanischen Ethnologen sind mehrfach zu den Arapaho gereist, um die Pfeife, die in den Liedern der Indianerstämme vielfach gepriesen wird, zu besichtigen. Freilich waren ihre Bemühungen bisher vergebens. Ein einziger Weiser hat die Pfeife einmal zufällig bei einer Opferritualmonte gesehen und schildert sie als sehr alt und roh, jedenfalls mit Steinmessern geschmitten.



Der Kromarograph und sein Erfinder.